

Abend-



Zeitung.

Dreißigster Jahrgang.

2.

Donnerstag, am 8. Januar 1846.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Der Usurpator.

Historische Novelle von Ludwig Köhler.

(Schluß.)

Jaroslawa ging reich beschenkt. Ihre Worte bestätigten sich bald. Bassenok und der Fürst von Borofsk rüsteten wirklich in Lithauen ein mächtiges Heer, in dessen Reihen alle aus Rußland gestüchteten Unzufriedenen standen. Schemaka selbst wußte, daß er mehr ein Held der List, als des Schwerts war; er fürchtete die Entscheidung einer Schlacht und befolgte deshalb den Rath seines treuen Bojaren Stepanof, seines Waffengefährten aus früher Jugend, der alle Wechselfälle des Geschicks mit ihm erduldet, nicht. Es war derselbe, der vor Wassili's Sturze dem zögernden Schemaka zugerufen hatte: „Deine mächtige Hand wäre wohl geschickt, der Ordnung des Reichs neue Gestalt und Richtung zu geben.“ Wassili zittert

beim Klange Deines Namens.“ Wohlan, so stecke ihn als Banner auf und gieb die weggeworfene Krone seinem rechtmäßigen Herrn. Denn Du bist Großfürst von Moskau, sobald Du nur willst!“ — Der ritterliche Stepanof wollte den Kampf des Schwertes und drängte den Großfürsten, sein Leben an den Besitz seiner Krone zu setzen. „Dann erst kannst Du Deinen Feinden trohen,“ sprach er, „wenn Du im ehrlichen Kampfe zeigst, daß Du der Krone, die Du vom Haupt eines Schwächlings gerissen, werth bist. Der Starke soll König sein, Dein Recht ruht in Deiner Kraft!“ Er ließ nicht gelten, daß Schemaka die Uebermacht der Feinde, die Unzulässigkeit der eignen Truppen vorstellte. Sein Grundsatz war: das Höchste gegen das Höchste! Lieber ruhmvoll sterben, als ehrlos leben und herrschen.

Schemaka glaubte den Sturm durch ein freundschaftliches Uebereinkommen mit Wassili beschwören zu können. Er begab sich mit seinem Hofe nach Uglitsch, ließ den Gefangenen vor sich rufen, umarmte ihn freundlich, gestand sein Unrecht, äußerte Reue, bat um großmüthige Ver-

gebung seiner Schuld und bot ihm seine Macht und seine Güter, deren er sich bemächtigt, an.

„Mit nichts!“ antwortete der blinde Fürst, „ich allein bin schuldig; um meiner Sünde und Gottlosigkeit willen muß ich leiden. Zu sehr hab' ich den Ruhm dieser Welt geliebt, meine Eidschwüre verletzt, meine Brüder verfolgt, Christen in's Verderben gestürzt und noch Mehrere wollt' ich stürzen; mit wenigen Worten: wohl selbst die Todesstrafe hatt' ich verdient. Du aber warst gnädig gegen mich und hast mir Zeit und Mittel verliehen, Buße zu thun.“

Ein Strom von Thränen begleitete diese Rede, die vielleicht in diesem Augenblick wahrhaft gefühlt und gedacht war, wie es auch der Ton seiner Stimme zu bezeugen schien. Schemäka selbst war vollkommen mit dem Neuen zufrieden; alle Umstehenden weinten und priesen laut die engelgleiche Demuth Wassilli's, der kaum bewogen werden konnte, Bologda als Lehn anzunehmen. Die Fürsten umarmten sich und speisten mit einander. Hier sah Schemäka auch Feodora wieder, im vollen Zauber ihrer Anmuth, obwohl das Unglück die letzten Rosen ihrer Wangen abgestreift. Sie konnte vielleicht nicht mehr schön genannt werden, aber der Schmerz hatte ihre edlen Züge verklärt. Es lag etwas Madonnenhaftes in ihrem Antlitz. Schemäka fühlte seine Leidenschaft wieder erwachen und seine Gluthblicke schlugen die Augen des treuen Weibes zu Boden. Die scheinbare Neue des Usurpator's hatte sie gerührt, ihr Wohlwollen gegen ihn wieder erweckt; sie haßte ihn nicht mehr, sie fühlte fast Mitleid mit ihm. Seine flammende Leidenschaft, die er auf alle Weise gegen sie bethätigte, ließen sie zuerst wieder ahnen, daß dieses Mannes Brust ein rastlos arbeitender Vulkan war, daß dieser Mann, dem weder Göttliches noch Menschliches heilig, mit Gefühlen und Siden spielte, wie mit Seifenblasen. Ihr Wohlwollen bebte zurück, wie die sich erschließende Blume vor dem Sturme.

Wassilli ging mit seiner Familie nach Bologda, Schemäka nach Moskau, als dessen rechtmäßigen Bestzer er sich nun betrachtete. Sein scheinheiliges Betragen hatte die, welche ihn kannten, nicht getäuscht, am wenigsten Stepanof, der finster und unzufrieden an der Seite des Groß-

fürsten ritt. Schemäka hatte Sorge getragen, daß seine Unterredung mit Wassilli dem Volke bekannt wurde, und wirklich gaben sich ihm Zeichen von der günstigen Wirkung dieser Maßregel kund.

„Siehst Du, Ungläubiger,“ sprach er eines Tages zu Stepanof, „so hab' ich einen Sieg gewonnen ohne Schwertschlag.“

„Er sieht einer Niederlage ähnlich!“ erwiderte der Bojar.

„Was sagst Du da?“ versetzte Schemäka betroffen.

„Eine Niederlage Deiner Ehre!“ fuhr Stepanof kühn fort. — „Ja,“ sprach er weiter, als der Großfürst zornglühend auffuhr, „Du hast Deiner Ehre eine Wunde versetzt, von der sie nimmer heilen wird. Niemand wird mehr an Deine Macht glauben, denn sie haben gesehen, daß Du das Schwert scheust. Deines Vaters Geist lebt nicht in Dir; er hätte nicht gethan, was Du gethan hast, wie ein Weib geschluchzt, wie ein Betrüger geheuchelt. Meinst Du, Du habest nun Dein Recht gesichert? Du hast Deinem Feind das Schwert gegen Dich in die Hand gegeben. Meinst Du, Temnoi's Thränen seien echte Perlen gewesen? Sie waren falsch wie die Deinen, sie werden Dich verderben!“

„Hüte Dich, Stepanof! Du könntest Dich um den Kopf reden!“ grollte Schemäka.

„Ich fürchte Deine Drohung nicht, Niemand fürchtet sie ferner!“ entgegnete der Bojar furchtlos. „Du kannst nur menchelmorden!“

„Ha, Verräther!“ fuhr Schemäka auf, den Säbel aus der Scheide ziehend und wüthend auf den schonungslosen Tadler eindringend. Auch Stepanof zog den Säbel, gebrauchte ihn aber nur, um des Gegners Streiche abzuwehren, ihn wo möglich zu entwaffnen. Als dies Letztere gelungen, warf er die Waffe in die Scheide zurück und sprach kalt und ruhig: „Leb wohl, Schemäka. Ich wäre Dein treuester Freund geblieben, liebtest Du die Ehre mehr als die Ruhe. So bedarfst Du meiner nicht und wirst mich gern vergessen.“

Er ging und Schemäka wagte ihn nicht aufzuhalten. Ruhig schritt er durch die Höflinge und Wachen, die wohl einen verworrenen Lärm gehört, aber nicht einzuschreiten gewagt hatten.

Die ruhige Haltung Stepanof's machte ihren Verdacht zu Schanden. Der Bojar schwang sich auf sein Roß und verließ die Hauptstadt.

Schemäka ging finster brütend in seinem Gemache auf und ab. Die Wahrheit in Stepanof's Worten klammerte sich in seinem Geiste fest und durch alle Gründe der Sophistik konnte er sie nicht vertreiben. Er war nicht ohne persönlichen Muth; doch der persönliche Muth ist nur ein Basfall des moralischen, den Charakterstärke und das Vertrauen auf eine gute Sache verleihen. Schemäka war kein starker Charakter, er war nicht schlecht aus Grundfatz, denn er hatte keine Grundfätze; er war zum vollendeten Bösewichte zu feig; er begnügte sich mit halben Maßregeln und schmiedete so sein Verderben selbst.

Stepanof war der Einzige gewesen, dessen überlegener Charakter ihm eine gewisse Achtung abgedrungen; ja, er liebte ihn, wie ein Schemäka lieben konnte; Stepanof's Treue allein schien ihm über jeden Argwohn erhaben. Dies Alles fiel jetzt mit Centnerschwere auf seine Brust. Er erinnerte sich an Jaroslawa's Weissagung: Deine Krone wird nicht fallen, so lange Du Deine Freunde zu schätzen weißt. Seine ganze Thatkraft war schon vom Aberglauben gefangen. War der Spruch der Zauberin schon erfüllt? Er wollte Gewißheit darüber haben; und wer konnte sie ihm sonst geben, als Jaroslawa? Die alte Frau wieder zu sich kommen zu lassen, schien ihm gefährlich. Stepanof's Rede hatte gewirkt: er fürchtete, sich schwach zu zeigen. Wem aber von seinen Schmeichlern durfte er trauen? Einen Bojaren zum Mitwiffer seiner Geheimnisse zu machen, schien ihm gefährlich; er wählte unter seinen niedrigsten Dienern Einen, dessen Mund er mit Gold versiegeln zu können meinte. Seine Wahl traf seinen Waffenknecht Iwan, einen jungen Mann, der ihm schon Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben hatte.

„Kennst Du eine alte Frau mit Namen Jaroslawa?“ fragte er den seiner Befehle in Demuth harrenden Knecht.

Iwan war betroffen. „Ja, Herr!“ sagte er endlich.

„Sie soll eine ärge Zauberin sein, verborgene

und zukünftige Dinge weissagen,“ fuhr Schemäka fort.

„So sagt man,“ erwiderte Iwan zögernd, „doch ist sie nur eine kluge Frau.“

„Gleichviel, ich will sie sehen!“

„Herr, willst Du Deines Borne's Schale über sie ausschütten?“ stammelte der Knecht. „Erbarme Dich ihrer; sie hat niemals Böses gethan!“

„Ich will sie nicht strafen,“ entgegnete der Großfürst; „nur ihre Wissenschaft will ich prüfen, und bewährt sie sich, ihr Gnade angedeihen lassen. Ich hab' einen seltsamen Traum gehabt, den sie mir deuten soll. Führe mich diese Nacht zu ihr, wenn die Sterne am Himmel stehen. Doch sei verschwiegen, wenn Du nicht statt Goldes Blut sehen willst!“

„Wie das Grab!“ betheuerte Iwan mit erleichtertem Herzen.

„Schwör' es mir!“ sagte Schemäka. Er, dem selbst Schwüre ein Spiel waren, glaubte doch an den Schwur des Knechtes.

„Bei meinem Schutzpatron, dem heiligen Iwan, schwör' ichs!“ sagte Jener feierlich.

Und als die Nacht die stolze Hauptstadt in ihren Mantel gehüllt, schritt der Großfürst an seines Waffenknechts Seite einem stillen Gäßlein zu. An einem niedern Haus blieben sie stehen und Iwan klopfte mit gewichtiger Faust an die wohlverschlossene Thür.

„Wer ist da?“ fragte eine sanfte Frauenstimme von innen, die der alten Jaroslawa nicht gehören konnte.

„Mach' auf, Kathinka!“ antwortete Iwan.

„Du bist es, Iwan?“ sagte die Stimme mit dem Ausdruck froher Ueberraschung. „Ich hatte Dich heut' nicht erwartet; doch harre ein wenig, ich öffne gleich.“

Die kurze, im Volksdialekt geführte Unterredung wäre von Schemäka nur halb verstanden worden, auch wenn er ihr Aufmerksamkeit geschenkt hätte; er war aber viel zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, um die Vertraulichkeit seines Knechtes mit der Here oder deren Angehörigen zu beachten.

Bald wurde ein schwerer Niegel zurückgeschoben und die Thür geöffnet. Die Pförtnerin war ein jugendlich frisches Mädchen in verrätherischem

Nachtgewande, das die weißen Schultern und den blendenden Busen nur halb verhüllte. Der volle Schein der Lampe, die das Mädchen trug, fiel auf das blühende Antlitz, aus dem ein Paar fecker, jetzt verwunderter Augen hervorblickten. „Du bist nicht allein gekommen?“ flüsterte Kathinka dem Waffenknecht zu.

„Mach' Deinen Reverenz,“ antwortete Iwan. „Ein gar hoher Herr hat Eure Schwelle beglückt. Führ' uns zu Deiner Mutter.“

Kathinka bog das Knie vor Schemäka und küßte den Zipfel seines Gewandes. Der Großfürst betrachtete das junge Mädchen und seine Blicke entflammten sich an ihrer Schönheit. „Wer bist Du, mein Kind?“ fragte er fast zärtlich.

„Jaroslawa's Enkelin, mein hoher Herr!“ entgegnete Kathinka und öffnete die Thüre eines Gemachs, aus dem Jaroslawa's scharfe Stimme ihm entgegen rief: „Willkommen, Großfürst Dmitri! Kommst Du, mir zu sagen, daß Du Deinen Freund von Dir gestossen?“

„Schweig, Wahnsinnige!“ zürnte Schemäka. „Rede nicht eher, bis ich Dir befehle!“ Gebieterisch winkte er seinem Begleiter, der mit Kathinka das Gemach verließ. Mit starken Schritten ging er auf und ab und schien fast den Zweck seines Hierseins vergessen zu haben. „Warum sprichst Du nicht?“ fuhr er dann die gleichmüthig lächelnde Alte an.

„Du gebotest mir ja zu schweigen und ich bin Deine gehorsamste Sklavin!“

„Nun aber gebiet' ich Dir zu reden! Woher weißt Du, daß ich einen Freund verstoßen?“

„Du kommst, bei meiner Wissenschaft Rath zu holen, und traust dieser Wissenschaft so wenig zu? Was willst Du wissen, Großfürst von Moskau?“

„Du hast mir die Seele vergiftet mit Deinen Sprüchen. Nun aber sage mir, ob Deine Weissagung sich erfüllt hat; denn bei meinem Schutzpatron, ich hatte keinen treuern Freund als ihn!“

„Noch trägst Du ja die Krone von Moskau; doch halte sie fest, sie wankt. Hast Du Deine Freunde verloren, so sei selbst Dein Freund. Verliere Dich nicht selbst, sonst wirst Du Alles verlieren.“

„Doppelzüngige, so lassen Deine Sprüche sich deuten, wie Du willst?“

„Sie sind wie das Schicksal; Du kannst es lenken, so lange Du stark bist; wenn Du schwach wirst, zermalmt es Dich!“

Unterdeß kosteten Iwan und Kathinka in harmlosem Gespräch. Das Mädchen hatte den Kopf an die Brust des Jünglings gelehnt und er hatte sie mit den Armen umschlungen und plauderte ihr süße Hoffnungsworte ins Ohr. „Der Großfürst hat mir mehr Vertrauen geschenkt, als all seinen Bohren,“ sprach er. „Er wird mein Glück gründen, wenn ich ihm treu bin! Und das will ich sein! Ich will ihm zu Füßen fallen, daß er Dich mir zum Weibe gebe. Er wird es thun, zweifle nicht daran!“

„Die Leute nennen ihn den bösen Schemäka,“ wandte Kathinka ein.

„Er ist wohl nicht böse! Die Großen haben andre Sitten, als wir, sie halten oft für Recht, was wir Unrecht nennen.“

„Als ich ihn sah, war mir, als hab' er den bösen Blick. O Iwan, mir ist bange, als hab' er uns Unglück gebracht.“

„Du bist thöricht, Kind! Er war ja so freundlich gegen Dich!“

Kathinka wagte nicht zu widersprechen, ob sie gleich gemocht hätte. Die süßen Hoffungssträume, die Iwan vor ihr entfaltetete, wiegte ihre ahnungsvolle Besorgniß in Schlummer und in kösendem Liebesgeschwäg verging die Zeit, bis Schemäka Iwan's Namen rief. Der Waffenknecht nahm kurzen Abschied von der Geliebten, drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen, und eilte zu seinem Herrn, der schweigend, wie es schien, in tiefe Gedanken versunken, das Haus verließ. Die Straßen der Hauptstadt waren still und öd, einer Todtenstadt glich das volkreiche Moskau; nur der eintönige Schritt der Schaarwachen war vernehmbar. Der Tyrann, beständig für seine Herrschaft fürchtend, hatte bei harter Strafe den nächtlichen Verkehr verboten, und wer sich um diese Zeit außer seinem Hause noch sehen ließ, wurde angehalten und verhaftet. Jetzt begegnete es Schemäka selbst, daß ihn einige Schaarwachen barsch anfuhrten; seine Stimme genügte jedoch, um den

Pflichtgetreuen die Bitte um Vergebung auf die Lippen zu drängen.

Schemäka hatte wieder den Kreml betreten und ließ sich von Iwan in sein Gemach führen. Er faßte den Knecht fest in's Auge und sprach: „Du hast mir geschworen, verschwiegen zu sein.“

„Und will es halten, so wahr mir Gott helfe!“ betheuerte Jener.

„Thu' es, um Deines eignen Lebens willen. Erfahr' ich, daß ein anderer Sterblicher um mein Geheimniß weiß, so laß ich die Zunge Dir ausschneiden. So straf' ich die Verräther; die Treue jedoch weiß ich zu belohnen. Da nimm!“

Er warf ihm mit diesen Worten einen schweren Beutel zu. Iwan warf sich vor dem Herrscher nieder. „O Herr,“ rief er, „prüfe Deinen Knecht. Nicht die Folterqual soll ihm ein Wort entreißen. Du kannst ihn an Dich fetten, wie mit ehernen Banden — durch Deine Gnade!“

„Bin ich Dir nicht gnädig?“ fragte Schemäka.

„Du bist es!“ antwortete Jener. „Darum wag' ich's, eine Bitte zu Deinen Füßen zu legen. Dir ist es ein Leichtes, sie zu erfüllen, mir aber ist sie mehr werth, als all Dein Gold. Du hast die Dirne gesehen, hoher Herr, Jaroslawa's Enkelin, Deine demüthige Dienerin! Wir haben uns Liebe gelobt. O Herr, sprich nur ein Wort und sie ist mein Weib!“

Schemäka ward aufmerksam. „Die Dirne liebt Dich?“ fragte er.

„Sie liebt mich, bei meinem Schutzpatron, das weiß ich!“ entgegnete Iwan ermutigt. „Wir sehen uns zuweilen in verschwiegener Nachtstunde; aber Jaroslawa darf es nicht wissen; sie würde es nicht dulden; denn wenn sie mir schon nicht gram ist, so will sie doch nicht, daß Kathinka mein Weib werde.“

„Und ich soll Dein Freiwerber sein?“ lächelte der Großfürst.

„O Herr, wenn Du das wolltest!“ rief Iwan mit Feuer, den Rock des Großfürsten an seine Lippen drückend.

„Laß mich überlegen,“ versetzte Schemäka. „Die Alte hat einen Eisenkopf; man kann ihn nicht beugen, ohne ihn zu brechen. Würde Kathinka Dir folgen, auch ohne den Segen der Mutter?“

„Ich weiß es nicht, Herr!“ antwortete der Knecht bestürzt. „Doch glaub' ich fast, sie würde es nicht. Und mit Jaroslawa's Fluch möcht' ich wahrhaftig auch nicht Kathinka's Mann sein.“

„Warum so furchtsam, Bursche? Der Liebende wagt Alles. Jaroslawa wird Euch nicht fluchen; sie wird gute Miene zum bösen Spiele machen. Folgt Dir Kathinka, so führst Du sie in den Kreml; ich laß Euch durch Priesterhand verbinden und lasse der Alten wissen, daß es auf meinen Befehl geschehen. Sie wird nicht wagen, ein Wort dagegen einzuwenden. Willst Du so?“

„Du bist weise, o Herr!“ entgegnete Iwan. „Du wirst es zum Besten führen; ich vertraue auf Dich. Kathinka will ich überreden und vielleicht morgen schon küssen wir Deine Hände!“

„So geh'! Morgen um Mitternacht soll der Priester bereit sein. Laß ihn nicht warten; halten Dich die Wachen an, so donn're ihnen des Großfürsten Befehl in die Ohren. Geh!“

Schemäka befand sich allein, aber in einem Zustande der Aufregung, die ihn die Ruhe nicht finden ließ, deren er doch bedürftig war. Er hatte seine mißliche politische Lage fast vergessen vor dem neuen Abenteuer, das er anzuspinnen im Begriff stand. Er rief seinen Leibpagen, ihn zu entkleiden, dann warf er sich, mit offenen Augen träumend, auf die seidenen Polster. —

Der Ueberredungskunst Iwan's war es endlich gelungen, die Geliebte zur Flucht zu bewegen. Weinend schied sie aus dem Hause, in dem sie ihre glückliche Jugend verlebte. Ihre Hand zitterte in Iwan's Hand, um so näher sie dem Kreml kam, um so mehr wankten ihre Kniee. Iwan mußte sie tragen. „Mir ist so bange!“ flüsterte sie ihm fröstelnd zu; er tröstete sie und rühmte Schemäka's Güte, welche die Großmutter versöhnen und das Glück des Paares begründen wolle. Die Thore des Kreml sprangen auf vor dem großfürstlichen Befehl, und bleich und bebend, sich an des Geliebten Seite schmiegend, wankte Kathinka die breiten Marmortreppen hinauf. Der Priester war schon bereit, wie Schemäka versprochen, die feierliche Handlung ward vollbracht und dem neuvermählten Paare ein Gemach angewiesen. Iwan hatte das von einer verlöschenden

Lampe spärlich erhellte Zimmer kaum betreten, als ihn Schemäka's Befehl zu sich rief. Kathinka umklammerte weinend seinen Hals und flehte, sie nicht zu verlassen. Iwan seufzte; er mußte dem Gebote seines Herrn gehorchen. Seinem liebevollen Zuspruch gelang es endlich, sie zu beruhigen; er versprach bald wiederzukommen, und um sein Kleinod vor allen Unfechtungen zu bewahren, verschloß er die Thür und steckte den Schlüssel zu sich.

„Iwan,“ rief der Großfürst dem Armen entgegen, „Du hast mir Deine Treue versichert und mich aufgefordert, sie zu prüfen. Diese Zeit der Prüfung ist gekommen. Daß sie mit Deiner schönsten Stunde zusammenfällt, ist nicht meine Schuld. In dieser Minute noch mußt Du für mich entreiten; ich finde keinen zuverlässigeren Boten als Dich. Diesen Brief zum Bojaren Sanowski; Leben und Tod hängt davon ab. Reitest Du scharf, so bist Du wieder hier, ehe der Morgen graut, und magst dann in den Armen Deines Weibes selig ruhen.“

Iwan hätte gern um eine kleine Frist gebeten; aber er wagte es nicht; er durfte Kathinka nicht einmal Lebewohl sagen, denn ehe er sich noch recht besonnen, saß er schon zu Ross und die Thore des Kreml schlossen sich hinter ihm. Sein einziger Trost war, daß die Geliebte hinter Schloß und Riegel sicher ruhen konnte. Er gab seinem Rosse die Sporen, daß es dahin flog wie der Wind; vor Tagesgrauen hoffte er seine Sendung vollbracht zu haben.

Kathinka war in einen kurzen Schlummer gesunken, als die Thüre ihres Gemaches sich öffnete und auf leisen Sohlen ein Mann hereintrat und sich ihrem Lager näherte. Die Lampe war erloschen. Der Mann beugte sich über die Schlafende und hörte ihren Athem. Sie träumte wohl süß von dem Geliebten. „Iwan!“ flüsterte sie. Der Mann neigte sich auf ihre Lippen. „Mein Iwan!“ wiederholte sie halb wachend, halb noch träumend und umschlang den Gast mit den Armen. Die Engel verhüllten weinend das Antlitz.

Der Morgen graute schon im Osten, als Iwan auf schraubendem Rosse der Hauptstadt zuslog. Der Kreml schaute ihm so stolz entgegen; aber sehnsüchtiger hatte sein Herz ihm nie entgegen-

geschlagen, als heute. Die Thore Moskau's sprangen vor dem großfürstlichen Boten auf. Er ritt durch die noch stillen Straßen und seine Gedanken waren so ganz bei der Geliebten, daß er das Weib nicht sah, das plötzlich in den Zügel seines Rosses fiel und ihn mit wahnsinnig wilden Augen anstierte. „Wo hast Du mein Kind!“ klang es ihm schrecklich mahnend in's Ohr; es war Jaroslawa, die ihn mit nervigter Faust Rede zu stehen zwang; ihr graues Haar hing um ihre Schläfe und um die halbnackten Schultern. Iwan gab schauernd seinem Rosse die Sporen; es bäumte sich hoch auf, stand aber wie im Bann eines Zaubers. „Wo hast Du mein Kind, Räuber?“ wiederholte die Alte.

„Laß mich los! Kathinka ist mein Weib!“ sagte Iwan, sich ermannend. „Mein Weib auf des Großfürsten Befehl, mein Weib durch den Segen der Kirche! Zürne nicht! Ich will Alles gut machen, was ich gegen Dich verbrochen. Nur laß mich los. Kathinka harret mein zur seligen Brautnacht.“

„Unglückseliger, Du hast sie in die Höhle des Elgers geführt!“ kreischte Jaroslawa. „Meine Rose hast Du ihm anvertraut und er hat sie entblättert!“

„Weib, was sagst Du?“ versetzte Iwan, erblässhend, ihren Arm mit krampfhafter Festigkeit fassend.

„Thor,“ erwiderte die Alte, „Du bist Schemäka's Knecht und weißt nicht, daß Schemäka ein Räuber ist?“

„Mit aller Heiligen willen, Weib, schweige!“ warnte Jener angstvoll.

„Schweigen? Auf offenem Markt will ich's verkündigen, durch die Straßen will ich's ausschreien, daß seine Zeit gekommen ist. Ihm selbst will ich meinen Fluch in's Gesicht schleudern!“

„Du rasest, Jaroslawa, Du träumst! Ruht nicht Kathinka in verschlossener Kammer und trag ich nicht den Schlüssel auf meiner Brust?“

„Als ob der Warden der Thür bedürfte, um Ruchlein zu stehlen! Geh' hinaus, tritt hin vor Kathinka und lies auf ihrer Stirne die Inschrift ihrer Schmach. Weide Dein Auge an der geknickten Blume. O mein armes, schuldloses Kind!“

„Du machst mich selbst rasend, Weib! Ich will hin, und wenn ich es finde, wie Du gesagt, dann —“

„Dann?“

„Dann hat Schemäka genug gelebt.“

„Stille, stille, mein Söhnlein! Die Luft ist ein Verräther. Du willst Deine Braut rächen? Gut, gut! Jaroslawa wird Dich dafür segnen. Doch gehe nicht hinauf! Der Tyrann wird sein Urtheil auf Deiner Stirne lesen und wird Dich vernichten. Verlasse Moskau! Verbirg Dich im Dickicht des Waldes, bis ich zu Dir komme und sage, nun ist es Zeit. O, ich werde an sein Thor klopfen und werde mein Kind fordern, daß ihm die Ohren gellen sollen!“

„Betrügst Du mich auch nicht?“

„Ich betrüge Dich nicht, wie Du mich betrogen; ich trag' auch nicht die Krone von Moskau. Geh, mein Söhnchen, geh! Ich schwöre Dir's, ist Kathinka rein, so ist sie Dein Weib!“

Iwan wandte sein Ross und verließ, den Tod im Herzen, die Hauptstadt, während Jaroslawa dem Kreml zueilte. Es gelang ihr, Eintritt zu gewinnen und von einem Diener, der die heimliche Trauung Iwan's, jedoch ohne die folgenden Ereignisse kannte, ward ihr das Gemach gezeigt, in dem Kathinka schlief. Sie fand es verschlossen; aber der Schlüssel steckte im Schlosse. Jaroslawa trat ein und sah die Enkelin, wie sie bleich, halbnackt auf ihrem Lager saß und den stieren Blick auf den Boden gefesselt hielt. „Kathinka!“ rief die Alte mit dem entschlichen Ausdruck des Schmerzes. Die Unglückliche richtete sich empor, strich sich die langen, wirren Locken aus der Stirn und fragte tonlos: „Wo ist Iwan?“

„Mein Kind, mein Herzenskind!“ antwortete die Alte. „Sprich, ist es wahr? Ein Räuber ist bei Dir eingebrochen, dieweil Du auf den Bräutigam harrtest!“

„Es war ein entsetzlicher Traum! Mutter, mir ist so wehe!“

„So ist es wahr! O mein Kind, mein armes Kind! Fluch, ewiger Fluch Deinem Verräther!“

Kathinka sah nicht, sie hörte nicht. Sie murmelte halblaute, unverständliche Worte vor sich hin. Jaroslawa redete zu ihr, umsonst, ihre Ant-

wort war nur ein wahnsinniges Lächeln. Daraufte sich die Alte die greisen Haare und murmelte entsetzliche Flüche über die bleichen Lippen. Fort eilte sie, um dem Großfürsten ihren Fluch in's Antlitz zu schleudern; sie lief durch Gänge und Säle; keiner der noch halb schlastrunkenen Diener wagte sie aufzuhalten. Endlich kam sie in Gemächer, die ihr bekannt waren; sie stieß die Wachen zurück und drang weiter vor. Zwei riesige Hellebardiere wollten sich ihrer bemächtigen; sie rang mit ihnen, und die fleischlosen Arme der Greisin bewährten eine entsetzliche Kraft. Da trat der Großfürst im Nachtkleide aus einem Seitengemache; sein Antlitz war wüst und verstört, seine Kniee schlotterten, als er Jaroslawa erblickte. Diese hatte ihn nicht sobald gewahrt, als sie ein wahnsinniges Freudengeschrei ausstieß. „Räuber Schemäka,“ rief sie, „gieb meinem Kinde die Ehre zurück, die Du gestohlen! Oieb sie zurück oder aller Fluch der Hölle möge auf Dein Haupt fallen. Bittre nur, Bösewicht! Ich will es durch das Reich rufen, daß sein Großfürst ein Ehrenräuber ist!“

„Greift die Wahnsinnige!“ befahl Schemäka.

„Ich bin nicht wahnsinnig!“ kreischte sie. „Du weißt es wohl, daß ich's nicht bin! Gebiete nur, Tyrann, Kronen- und Ehrenräuber! Nicht lange mehr wirst Du gebieten in Moskau. Deine Zeit ist um, die letzten Sandkörner rollen in Deiner Lebensuhr! Das sagt Dir Jaroslawa, der es Gott geoffenbart!“

„Greift sie, sie ist eine Zauberin!“ befahl der Großfürst.

„Eine Zauberin, deren Wissenschaft Dein Arzemensündergewissen so oft um Rath gefragt!“ erwiderte Jaroslawa, die von den Schergen Schemäka's eben niedergezungen worden war.

„Knebelt sie, verstopf ihr den Lästermund!“ knirschte Schemäka wüthend.

Sein Befehl wurde vollzogen und die Alte in ein dunkles Verließ gebracht. Schemäka hatte Ursache, sie zu fürchten, deshalb mußte sie sterben. Er hätte sie vielleicht heimlich erdroffeln lassen, hätte jene Scene keine Zeugen gehabt. Wie die Sache stand, mußte die Gerechtigkeit dem Tyrannen die Hand leihen. Ein Gericht, aus Schemäka's Kreaturen bestehend, wurde niedergesetzt

und Jaroslawa der Zauberei angeklagt. Was die Schergen gehört hatten, genügte, um die Unglückliche zu verurtheilen. Sie mußte den Flammentod sterben, obgleich selbst die Marter der Folter ihr kein Geheimniß hatte ablocken können. Die Gluth ihres Scheiterhaufens loderte weit in's Land hinaus. Kathinka, die arme, verlassene Kathinka, wurde in stiller Nacht aus Moskau gebracht und als eine Wahnsinnige der Obhut eines Dienstmannes übergeben. Es gelang ihr zu fliehen und der Drang neuer Ereignisse verhinderte den Tyrannen, nach seinem Opfer zu forschen, es in sichern Gewahrsam zurückzubringen.

Neue Gewitter zogen sich über Schemäka's schuldbeladenes Haupt zusammen. Die Versöhnung des Usurpators mit dem blinden Bassili war nur eine Komödie gewesen. In Uebereinstimmung mit Bassili's Wünschen erklärte Trison, Abt im Kirill-Kloster zu Bielosero, es habe Bassili's Entsetzungseid in Folge seiner Gefangenschaft und Furcht keine gesetzliche Verbindlichkeit, ja es sei Pflicht des rechtmäßigen Großfürsten, den Usurpator zu strafen. „Es komme die Sünde des Meineids,“ sprach der Abt, „über mich und alle meine hier im Kloster befindlichen Brüder!“

Der Fürst von Twer, Boris Alexandrowitsch, der zum Sturze Bassili's mitgewirkt, verbündete sich jetzt mit diesem, indem Bassili seinen zehnjährigen ältesten Sohn Johannes mit Boris' siebenjähriger Tochter Maria verlobte. Als Bassili seine Fahnen entfaltete, drängten sich Alle herzu, die Schemäka haßten, und ihrer war eine große Zahl. Auch Stepanof ergriff für den blinden Großfürsten die Waffen. Nur der Fürst von Moschaisk blieb Schemäka's Bundesgenosse.

Während Bassili seine Streiter sammelte und von Twer aus gegen die Hauptstadt rückte, brach auch die lithauische Armee unter Bassenof, den Miapolowski, dem Fürsten von Borosk und andern mächtigen Unzufriedenen auf. Auf der andern Seite führten die beiden Söhne Mlug-Mohammed's dem blinden Großfürsten eine Schaar tartarischer Krieger zu Hülfe.

Schemäka sah mit Schauder seinen Glückstern erblaffen. Er hatte kein Vertrauen auf sein Schwert, auf die Treue seiner Truppen, auf die

Liebe des Volks, und hätte sich wohl alsbald unterworfen, ohne den kriegerischeren Fürsten von Moschaisk, der ihn bewog, dem Feinde entgegenzuziehen und zu Wolok-Lamski ein Lager aufzuschlagen, um die Hauptstadt zu sichern. Stepanof aber, mit jedem Weg und Steg wohl vertraut, umging mit einer Schaar entschlossener Krieger Schemäka's Heer und erschien am Weihnachtsabend vor dem Kreml. Zu guter Stunde, denn da gerade eine Pforte offen stand, um eine Fürstin einzulassen, die in der Kathedrale die Messe hören wollte, drang er ohne Widerstand in die Festung, von deren Zinnen seine Banner in wenigen Minuten flatterten.

So war die Hauptstadt und mit ihr das Reich gewonnen; Bassili zog im Triumph in Moskau ein und Schemäka und der Fürst von Moschaisk flohen nach Halitsch. Die Großfürstin Mutter, die noch immer in seinem Gewahrsam sich befand, mußte ihn dahin begleiten. Sah er auch Thron und Reich verloren, so erschien ihm dieser Verlust doch noch nicht als unwiederbringlich. Seine einzige Freundin, auf die er allein noch vertraute, war die Lüge. Sie sollte auch diesmal das Netz zerreißen, in dem er sich verstrickt.

Da er in der Heuchelei das einzige Rettungsmittel erblickte, gewann er es selbst über sich, sich vor der Frau zu demüthigen, die er so tödtlich haßte, als sie ihn. Er warf sich vor ihr auf die Kniee, flehte um ihre Verzeihung und bat um ihre Vermittlung bei ihrem Sohne, dem Großfürsten. Die stolze Sophia jubelte in ihrem Herzen, als sie den Feind vor sich im Staube sah; der Tag der Vergeltung war gekommen. Sie spielte in der Rolle des Feindes und versprach ihre Vermittelung. So sandte sie Schemäka mit einem Ehrengolge nach Moskau zum Großfürsten, indem er sich gegen diesen mit furchtbaren Eiden verpflichtete, von nun an Bassili's aufrichtiger Freund zu sein, bis zum letzten Hauche des Lebens seine Gnade zu preisen und seine Gedanken und Wünsche nie wieder auf den Besitz des Großfürstenthums zu richten.

Trotz Sophia's hartnäckigem Widerspruch verzog Bassili dem Thronräuber, wogegen dieser nicht nur alle freiwillig gelobten Versprechungen feierlich beschwor, sondern auch einen Theil seiner

Güter dem Großfürsten abtrat. Niemand aber glaubte an die Aufrichtigkeit der Versöhnung, am wenigsten die Betheiligten selbst. Wassili hatte verziehen, weil er durch Großmuth gegen den Feind die Liebe seiner Russen wieder zu gewinnen hoffte und weil andere Ereignisse seine Sorge in Anspruch nahmen. Der Chan Mamutek in Kasan hatte seinen Vater, den großen Ulug-Mohammed, und bald darauf auch seinen Bruder Jussup mit einem Messer getödtet und machte nun verheerende Einfälle in Rußland. Nowgorod wankte längst in der Treue zu Rußland und schien nur auf eine günstige Gelegenheit zu warten, um seine Unabhängigkeit zu erklären. Um das Erbrecht seines Sohnes, des noch unmündigen Johannes III. zu bekräftigen, ernannte ihn Wassili zu seinen Mitregenten.

Schemäka hatte die drangvolle Zeit indeß benützt, um neue Ränke gegen den Großfürsten zu spinnen; er hatte Anhänger und Verbündete in der Stille geworben und eben so heimlich eine bedeutende Zahl Kanonen, diese für jene Zeit so furchtbare Waffe, herbeigeschafft. Dem Großfürsten blieb dies Alles nicht verborgen; er hatte Schemäka's Schritte mit Späheraugen umgeben, denn so lange Schemäka lebte, hielt er seinen Thron nicht für gesichert. Als er die Rüstungen seines Feindes vernahm, sammelte er ein gewaltiges Heer, zu dem die Tartarei ihre Steppenkrieger lieferte. Die Mehrzahl der Bischöfe sprachen den Kirchenbann über den Landesverräther aus und verfluchten ihn.

Schemäka lagerte an den Thoren von Halitsch, als der Großfürst, der seiner Blindheit wegen dem Fürsten Dbolanski den Oberbefehl übertragen, die vereinigten russischen und tartarischen Truppen gegen ihn führte. Er wußte wohl, daß es den Entscheidungskampf galt, daß der Kubikon überschritten war, daß das Schwert in die Wage geworfen werden mußte. Er vertraute auf seine Kanonen, deren Schlünde dem Feinde todt-drohend entgegengähnten. Die Einwohner von Halitsch ermutigte er durch glänzende Versprechungen zur Treue.

Schemäka, in glänzendem Harnisch, sprengte die Reihen auf und ab und sprach seinen Truppen Muth zu. Festen Fußes glaubte er den An-

griff erwarten zu können. Dieser erfolgte. Fürst Dbolanski schleuderte gewaltige Truppenmassen gegen den Feind. Schemäka's Kanonen spieen Flammen und Tod, streckten in einem Augenblick Hunderte von rüstigen Streitern zu Leichen nieder. Es schien nicht möglich, diese eiserne Mauer zu durchbrechen; der Angriff prallte zurück. Schon jubelte Schemäka und hielt den Sieg für halb erfochten. Aber Fürst Dbolanski rief von Neuem zum Sturm. Er nahm einen furchtbaren Anlauf; wiederum erdröhnte der Boden vom Donner der Kanonen, eine dichte Rauchwolke wälzte sich zwischen den beiden Heeren, das zerstampfte Schneefeld färbte sich blutig roth; die Moskowiter straucheln, zögern, aber nur einen Augenblick, Dbolanski's Schlachtrupf entflammt sie, über zer-schmetterte Leichen dringen sie voran, vor ihnen gähnt das todteschwangere Geschütz, noch einmal prasseln die eisernen Todesbälle vernichtend in ihre Reihen, „vorwärts, vorwärts!“ ruft Dbolanski, noch eine gewaltige Anstrengung und die Höhe ist gewonnen, ehe die Kanoniere Zeit gehabt, wieder zu laden, werden sie niedergeworfen, Schemäka's Hoffnung ist in des Feindes Händen und mit seiner eigenen Waffe sicht er sich angegriffen.

Es begann ein furchtbares Gemetzel, die Schlacht löste sich in erbitterte Einzelkämpfe auf. „Seit länger Zeit,“ erzählt das Geschichtsbuch, „hatten die Russen sich nicht mit solcher Wuth hingewürgt.“ Dbolanski erfocht einen vollständigen Sieg; Schemäka's Fußvolk wurde fast ganz vertilgt, seine Bojaren gefangen. Die Sonne des 27. Januar 1450. beglänzte ein weites blutiges Reichsfeld. Dieser denkwürdige Tag vernichtete nicht nur die Macht Schemäka's auf immer, sondern der Kampf bei Halitsch war auch die letzte blutige Handlung der innern Zwietracht russischer Fürsten unter einander.

Als Schemäka die Schlacht verloren sah, war er geflohen. Sein treues Roß hatte ihn nach Nowgorod gebracht, dessen Bürger ihm immer zugehan gewesen waren. Wassili forderte seine Auslieferung, widrigenfalls er die Stadt mit Heeresmacht überziehen werde. Da sich die Nowgoroder zu einem Kampfe mit den siegtrunkenen moskowitischen Truppen nicht stark genug fühl-

ten, gaben sie dem Usurpator die Flucht an die Hand. Er floh nach Ustjug, wo er in scheinbarer Unthätigkeit lebte, während seine Boten durch das Land zogen und um Freunde warben, denn je ferner ihm die Herrschaft gerückt wurde, um so mehr entbrannte seine Begierde danach, und er war einer derjenigen Charaktere, die im Unglücke die meiste Willenskraft entwickeln, während sie zaghaft und rathlos sind, wo Glück und Unglück noch auf der Wage liegen. Wassili beunruhigte den Flüchtling in seinem Asyl nicht, obgleich er sein Reich nur dann erst für gesichert hielt, wenn Schemäka's ehrgeizige und ränkevolle Brust das Grab bedeckte. Während die Großfürstin Mutter auf den Tod des vertriebenen Thronräubers drang, war Feodora sein guter Engel, der so manchen Giftspieß von ihm abwendete.

Ueber drei Jahre waren seit der Schlacht bei Halitsch vergangen, als zu Ustjug in dem Hause, das Schemäka bewohnte, ein Mann in Pilgertracht, mit langem, wallendem Barte, erschien und den Fürsten von Halitsch in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen begehrte. Nachdem man den Pilger untersucht hatte, ob er nicht verborgene Waffen bei sich trage, ward er vor Schemäka gebracht. Der Fremde kreuzte nach orientalischer Weise die Arme, beugte sich und sprach: „Heil Dir, Großfürst von Moskau!“

„Du irrst!“ antwortete Schemäka mißtrauisch. „Du hast wohl den Weg verfehlt und glaubst, Du seiest im Kreml zu Moskau.“

„Ich irre mich nicht, wenn Du Dmitri Iuriewitsch Schemäka bist, den ich nie mit sterblichen Augen gesehen habe,“ versetzte der Pilger. „Was kümmert es mich, wie sie Dich jetzt nennen! Die Sterne wollen, daß Du Großfürst von Moskau seiest, und Du wirst auf den Thron Deines Vaters zurückkehren, und hätte die Hölle ihre siebenfachen Kreise um ihn gezogen!“

„Womit verbürgst Du mir, daß die Sterne nicht lügen?“

„Du weißt es selbst, daß Du noch Freunde hast im moskowiter Lande; aber es sind ihrer mehr als Du ahnst. Moskau sehnt sich nach Deiner Herrschaft zurück; ein blinder Fürst kann uns nicht beherrschen, rufen die Bojaren. Nowgorod und Wätka sind bereit, das Schwert für Dich zu

erheben und Chan Mamutek ist der Freundschaft mit Wassili Temnoi müde. Wassili weiß das Alles wohl und trachtet nach Deinem Tod. Hüte Dich, Speisen und Trank zu nehmen von Menschen, auf deren Treue Du nicht bauen kannst.“

Schemäka erblaßte. Auf wessen Treue durste sich der Treulose verlassen? „Warum sagst Du mir das Alles?“ fragte er forschend. „Ich kann Dir nicht lohnen, denn ich bin ein armer Verbannter.“

„Wenn ich Lohn begehrte, weiß ich nicht, daß Du wiederum Großfürst von Moskau sein wirst?“ entgegnete der Pilger. „Ich aber begehre keinen Lohn. Ich bedarf so wenig und bin doch reicher als der Herr des goldenen Indiens.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte Schemäka.

„Ich habe mein Leben lang geforscht in den Geheimnissen der Natur; die Zeugung ihrer geheimsten Kräfte ist mir kund geworden; ich weiß, wie die Berge ihr Gold erzeugen, die feinsten Säfte der Pflanzenwelt hab' ich zu einem Saftemischen lernen, der das Leben verlängert und die stärksten Gifte unschädlich macht.“

„Mann, das vermagst Du?“ rief Schemäka, heftig seinen Arm fassend.

„Ich vermag es!“ antwortete der Pilger ruhig.

Schemäka ging in wilder Aufregung auf und ab, dann blieb er vor dem Fremden stehen, faßte seine Hand und sprach: „Sei mein Freund, weihe mir Deine Kunst, und Du sollst der Nächste nach mir am Throne von Moskau sein!“

„Meine Kunst gehört den Sternen,“ entgegnete Jener; „sie führten mich zu Dir; was ich vermag, ist Dein. Auch mein Schicksal haben die Sterne bestimmt.“

Der Pilger hatte bald Schemäka's Vertrauen gewonnen. Stundenlang blieben sie zusammen eingeschlossen, schmelzend und laborirend; immer näher zeigte der Fremde seinem Gastfreunde das Ziel; Boten kamen und brachten günstige Botschaft; in seinen Träumen sah sich Schemäka wieder auf dem Throne von Moskau. Aus zahllosen Blüthen und Pflanzen braute der Pilger einen Trank, das gepriesene Lebenselixir. Schemäka sehnte sich vor Allem nach dieser Zauberkraft, denn er fürchtete Wassili's Gift. Von einem

Tag zum andern versprach der Fremde die Vollendung des Trankes und immer fehlte noch ein Etwas, so daß Schemäka ungeduldig wurde.

„Glück auf! der Trank ist vollendet!“ rief der Pilger eines Tages ihm entgegen und hielt eine Phiole voll purpurrothen Saftes empor.

„Vollendet?“ antwortete Schemäka mit hastiger Freude. „Sieh!“ Er war im Begriff, den Trank zu schlürfen, als ein Schatten des Argwohn's in seiner Seele aufstieg. „Nein, koste davon!“ sprach er, Jenem die Phiole reichend.

Mit kaum merkbarem Zögern griff der Pilger danach. „Mißtraust Du mir?“ sprach er lächelnd. „Vergleichen Dinge verlieren ihre Kraft ohne den Glauben an sie. Ich weiß nicht, ob wir nicht dann das Werk noch einmal beginnen müssen. Doch auf Deine Gefahr.“ Er brachte die Phiole langsam an die Lippen, in der Hoffnung, Schemäka werde sie ihm entreißen. Als dieser aber bewegungslos stand und dem Pilger starr in's Antlitz sah, trank der Fremde mit raschem Entschluß und reichte Schemäka den Rest mit den gleichmüthigen Worten: „Versuche denn, ob der Trank noch Wirkung thut!“

Schemäka trank. Als der letzte Tropfen über seine Lippen gestossen, da zuckten helle Lohentriumphirender Freude in des Pilgers Antlitz empor. „Wohl bekomme es Dir, Kronen- und Ehrenräuber!“ rief er in wilder Lust. „Kennst Du Deinen Freund Iwan nicht mehr? Fahre zur Hölle! Das stärkste Gift, das die Natur gebraut, rollt in Deinen Adern! Kathinka, Jaroslawa, ihr schuldlos Gemordeten, seid ihr mit mir zufrieden?“

Er sank in die Kniee, aber kein Klagelaut kam über seine Lippen, während Schemäka, von Gluthen der Hölle durchrast, sich auf dem Boden wälzte. In diesem Augenblick der namenlosen Qual kamen ihm Jaroslawa's Weissagungen in den Sinn, denen so schreckliche Erfüllung geworden war. „O Jaroslawa, Jaroslawa!“ stöhnte er im letzten Todeskampfe. Seine Diener fanden zwei entseelte Leichen. Es war der 23. Juli des Jahres 1453.

Die Nachricht von Schemäka's Tode wurde

von Wassili mit lauter, stürmischer Freude aufgenommen. Nun erst stand sein Thron fest und nun erst konnte er seine Kräfte ganz auf die Unterwerfung Nowgorods verwenden. Eine furchtbare Krankheit aber machte ihm die letzten Lebensjahre zur Pein, bis der Tod ihn am 17. März 1462 erlöste. Mit seinem Sohne Johannes erblühte für Rußland eine neue bessere Zeit. Die Nemesis, die in dem Schicksal der Staaten, wie in dem Leben des Einzelnen waltet, hatte ihre Opfer verschlungen. Das dunkelste Trauerspiel in Rußlands Geschichte hatte blutig geendet, wie es blutig begonnen.

Sultan Muskoß.

(Der Fellah spricht:)

O Allah! Du bist groß, und Deine Wege
Sind unerforschlich gleich des Niles Quellen!
Du bist es, der uns bald Heuschrecken sendet
Und bald die Pest, ja selbst den Sultan Muskoß,
Des Abendlandes weisen Saadi, ihn,
Der größte Macht mit größter Weisheit paart!
Der große Mehmed (gebe Allah ihm
So viele Jahre, wie den Pyramiden!)
Geruhete zu erschließen meinen Vater,
Zu pressen meinen Sohn; verzweiflungsvoll
Sah ich an der in Brand gesteckten Hütte
Und rief den Tod an, da — erschien ein Engel,
Das Antlitz lächelnd, auf arab'schem Rosse,
Und seine Füße glänzten schwarzen Wachses,
Und seinen Sklaven winkt er abzustiegen,
Und fragt mich barschen Tones, was ich mache?
Als ich ihm sagte, daß ich meinen Vater
Und meinen Sohn verloren, und allein,
Und ohne Habe sei und Dach, da hob
Die weisen Finger er zu Allah's Wohnung
Und sprach: „So sind die Menschen! unzufrieden,
Nichts in der Tasche und doch raisonniret,

Gleich jenen Handwerksburschen, die ich weiland
 Mit so viel feiner Grazie gezeichnet!
 Was willst Du, Fellah? Lebst Du nicht, hast Du
 Die heiße Sonne nicht, nicht Luft und Nil?
 O Du verderbtes Herz, für die Genüsse,
 Die reinen, der Natur nicht mehr empfänglich!
 O wüßtest Du, wie es in meinem Lande
 Zugeht, Du würdest, traun! Dein Schicksal preisen!
 In Kerker sperrt man Alle, welche nicht
 Als gute Bürger stumm des Hungers sterben.
 Ich habe auch vor Jahren einst geseh'n
 Die Inseln der gepries'nen Inkilis
 Und manch' Makamen schrieb ich wohl darüber
 (Ein welsch Gemeng von Butterbrod und Thee,
 Walliser roasted mutton und Forellen)
 Allein das Volk ist viehisch gegen euch.
 Was sind die Herrscher uns'res Abendland's,
 Mich selbst nicht ausgenommen, und den Sultan,
 Dem Muskoff huldigt, gegen ihn,
 Den größten, besten, gottgesandten Ali,
 Den Gott der Baumwolle und Industrie!
 Fürwahr! der hat mich gestern fein bewirthet!
 Bei meinen Wappenvögeln! welch' ein Weinchen!
 Und diese Mädchen! wär' ich doch noch jünger!
 Ihr Undankbaren! Solchem Herrscher nicht
 Zu lieb zu sterben! Siebt es nicht Belohnung
 Einst bei den Houris? Also, frisch ergeben
 In Allah's Willen, wie ich mich ergebe". —
 Indessen hatten seine Diener schon
 Die Pferde abgepackt. Er setzte nun
 Mit seinen Sklaven in ein Reisfeld sich,
 Zerstampfend es, ein ungeschickter Elephant,
 Und aß zwei Hühner und ein rund Gebäck,
 Und trank, recht ein Giaur, des Schaumweins viel.
 D'rauf strich er seinen Bauch und sprach zu mir,
 Der hungrig zusah: „O Du dummer Fellah!
 Du hirnverbrannter, weißt nicht zu genießen!“
 D'rauf ritt er fort. — O lehr' mich das Geheimniß
 Auch, zu genießen, Allah! wie der Sultan!
 Und viel, recht viel; du weißt ja, wie ich hungre!
 Doch Muskoff's Fellah's und die Inkilis,
 Laß es nicht schlechter gehen, wie hier uns,
 Sind's auch Giaur'n. Doch den Sultan selbst
 Schick' glücklich heim zu seiner Julia,
 Zu seiner Abyssinerin und andern
 Bewohnerinnen seines Harems, und
 Zu seinen Pferden, die am zärtlichsten er liebt!

Sieh Demuth seinem Großvezier, dem Laube,
 Das eitel an der starken Palme hängt,
 Er hat sie nöthig und er wird dir's danken!
 Egbert Gärtschen.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Braunschweig im December 1845.

Wenn wir mit einer Chronik unseres Hoftheaters beginnen, worin mit der Zeit die wichtigsten Angelegenheiten desselben besprochen werden sollen, so halten wir es für durchaus nothwendig, bevor wir an die Kritik einzelner Darstellungen gehen, ein Bild des ganzen Instituts zu entwerfen, weil wir glauben, daß eine Kritik nur erst dann gehörig verstanden werden und dem Tadel der Unverständlichkeit, welcher eine solche, die nur eine einzelne Vorstellung behandelt, mit Recht trifft, entgehen kann, wenn man eine klare Anschauung von der ganzen Anstalt hat.

Wir haben dabei nicht allein das Beste der Künstler, welche dem Institute angehören, vor Augen, sondern glauben das Interesse des Instituts selbst, welches einem jeden gebildeten Braunschweiger in so hohem Grade am Herzen liegt, wahrhaft zu fördern.

Bis zu dem Jahre 1818 gaben reisende Truppen, die allerdings immer von einiger Bedeutung waren, in unserm Schauspielhause ihre Vorstellungen; die letzte unter der Directrice Walther, bei welcher der verstorbene August Klingemann die Dienste eines Regisseurs versah. Bei der zunehmenden Bildung und den mehr und mehr gesteigerten Ansprüchen genügten indessen die Leistungen solcher nicht mehr; es traten daher mehrere angesehenere Bürger Braunschweigs zusammen, und gründeten ein Actientheater, ein städtisches Institut, welchem die damalige vormundschaftliche Regierung einige Zuschüsse bewilligte, dessen Oekonomie von einem Ausschusse der Actionäre verwaltet wurde, und dessen artistische Leitung Klingemann erhielt. Die Anstalt bildete sich unter sehr glücklichen Verhältnissen. Einige sehr gute Theater, z. B. das Apolltheater in Hamburg, lösten sich wieder auf und gaben ihre bedeutendsten Talente — unter denen ein Bader und ein Günther, bekannte theatralische Größen — an die-

selbe ab. Dies und das unmittelbare Interesse, welches die gebildeten Stände an dem Institute, als ihrer eigenen Schöpfung, nahmen, erhoben die Braunschweigische Bühne auf einen Gipfel, von dem sie später wieder herabsteigen mußte, bis sie unter dem jetzt regierenden Herzoge einen neuen Aufschwung nahm. Die Actionäre, welche dem Herzoge Carl ein Hoftheater vorbereitet hatten, durften glauben, daß derselbe die städtische Bühne mit dem entstandenen unbedeutenden Deficit übernehmen würde; allein der eigensinnige und argwöhnische Charakter dieses Fürsten vereitelte dies. Die vorzüglichsten Künstler wurden entlassen und mit ungeheuren Kosten ein neues Theater geschaffen, welches dem städtischen Institute in den meisten Beziehungen nachstand. Dieses erste Hoftheater giebt in seiner weiteren Geschichte ein Bild im Kleinen des ganzen Regierungsverfahrens des Herzogs Carl — es fiel mehr und mehr einer völligen Anarchie und Zerrüttung anheim, so daß man zuletzt nicht mehr wußte, wer Koch und Kellner war. Klingemann verlor sein Ansehen, die Schauspieler governirten, und das Ganze war ein Tummelplatz für Launen, Intriguen und fürstliche Capricen.

1880, beim Regierungsantritt des Herzogs Wilhelm, wurde der Kammerherr v. Münchhausen an die Spitze des Hoftheaters gestellt, und dieses nach einem verständigen Plane reorganisirt. Hr. v. Münchhausen führt dasselbe mit einem fürstlichen Zuschuß von einigen 50,000 Thalern, und — da einige 30,000 Thaler aus dem Publikum in die Kasse fließen — mit einer Gesamteinnahme von ungefähr 86,000 Thalern. (Die großen Stadttheater, und, wie sich von selbst versteht, die größeren Hoftheater, haben also bekanntlich über größere Summen zu verfügen.) Zum Ruhme dieses Mannes müssen wir sagen, daß wir durch ihn 1835 eine Oper erhielten, welche in Deutschland kaum ihres Gleichen hatte, und daß die Bühne, unter vielen preiswürdigen Einrichtungen, ihm auch eine Pensionsanstalt verdankt, wodurch sie mehrere bedeutende Talente acquirirt hat, die sonst, bei den geringen Sagen, welche gezahlt werden, niemals in ein hiesiges Engagement gekommen sein würden. Kann man annehmen, daß die eigentliche Darstellungskunst in Deutschland seit dreißig Jahren große Rückschritte gemacht hat, so ist auch unser Schauspiel ein gutes zu nennen. Dieses wurde damals praktisch von einigen Regisseuren geleitet, eine Form der Geschäftsführung, gegen die sich Manches sagen läßt. Abgesehen davon, daß der Zeitgeist auf einer so bedeutenden Verwaltungsstelle einen Mann von Bildung erfordert, so sind die Schauspieler, wenn sie auch in der Regie ihre Detailkenntnisse des Geschäfts voraus haben, doch persönlich, als Künstler, zu sehr interessirt, und haben mehr ihren Vortheil und ihre Eitelkeit, als das Beste der Anstalt im Auge, Ursachen, welche Kränkungen ihrer Collegen zur Folge haben, die

wieder Reactionen hervorrufen. Auch das Ballet, das früher nur zur Ausschmückung der Oper gedient hatte, wurde erweitert.

Seit einer Reihe von Jahren wird das Schauspiel von unserm geistreichen D. Kochy, als Intendantur-rath, geleitet, welcher früher als Hoftheaterdichter und Secretair angestellt war, und jetzt neben seiner Stelle, als Director des Schauspiels, auch den Intendanten in allen Angelegenheiten, wo dieser abgehalten wird, vertritt.

Die Oper hat eine Unterbehörde, bestehend aus dem Kapellmeister und zwei Mitgliedern derselben, gegenwärtig die Herren Kapellmeister Müller und die beiden Regisseure Schmezer und Poek.

Das Schauspielpersonal ist in diesem Augenblicke eben so unvollständig als unzusammenhängend. Am fühlbarsten ist der Mangel eines Schauspielers für Intriguants, und erste Charakterrollen seit dem Abgange Hoppé's, wodurch so viele gute Stücke, z. B. von Goethe, Schiller, Shakespeare, die besten der classischen Literatur, ausfallen müssen. Aber auch ohne dies möchte es sehr schwer sein, irgend ein großes Schauspiel mit dem gegenwärtigen Personale genügend zu besetzen, theils weil die Zahl wirklich nicht zureicht, theils weil einige ältere Mitglieder den Rollen, die sie früher mit Erfolg spielten, nicht mehr genügen. Die Hauptschwäche liegt auf der Seite der Männer, wo hingegen an Frauen eher ein Ueberfluß ist. Das Schauspiel erfordert daher, wenn es den gesteigerten Forderungen des Publikums entsprechen soll, eine gründliche Reform. Alle Künste der Direction können nur einen Augenblick die Schwächen desselben verstecken, und wenn nicht eine neue Generation mit frischen Kräften auf den Platz tritt, wenn die Intendantur fortfährt, aus einer humanen Schonung die unbrauchbar gewordenen Mitglieder beizubehalten, wodurch eben neue Anstellungen unmöglich gemacht werden, wenn der Fürst nicht noch größere Zuschüsse bewilligt, so wird eine Zeit kommen, wo das Interesse des Publikums ganz erlischt. Bis jetzt hat der Besuch des Theaters nicht abgenommen. Die Direction hat mit großer Klugheit sich meistens auf solche Stücke beschränkt, denen die Kräfte des Personals einigermaßen gewachsen sind, Stücke, die sich um eine oder ein Paar Hauptfiguren bewegen. Dadurch wird aber den Pariser Ephemären Thür und Thor geöffnet, und das Repertoire muß so nach und nach in eine Einseitigkeit ausarten, welche dem Theaterbesuche eben so gefährlich wird, als mangelhafte Darstellung besserer Stücke. Vielleicht das größte Hemmniß für die Direction ist aber die Kränklichkeit des ersten Liebhabers, welcher immer der Hauptträger eines werthvolleren Repertoires ist. Hr. Hoefler ist jetzt wieder seit zwei Monaten dienstunfähig und das Schauspiel ganz auf Hrn. Heimann in diesem Fache beschränkt, einen jungen Mann von großer Thätigkeit und sehr beweglichem

Talente, der aber durch seine Persönlichkeit vom Trauerspiel ausgeschlossen und auf Naturburschen und Bonvivants hingewiesen ist. Man muß bewundern, daß die Direction unter so bewandten Umständen noch das Publikum an die Darstellung des Hoftheaters zu fesseln weiß; doch liegt es auf der Hand, daß dies nicht von Dauer sein kann.

Wir kommen darauf zurück, daß es nöthig ist:

1) vor Allem Hrn. Hoppé durch ein ebenbürtiges Talent zu ersetzen;

2) einen jungen Helden zu engagiren; denn wenn auch Hr. Hoefler, ein höchst angenehmer Schauspieler im Conversationsstücke, Geist und Phantasie genug für die Tragödie hat, so mangelt ihm doch die großen und ausdauernden Mittel, die sie erfordert, und er bringt es nicht über das bürgerliche Trauerspiel hinaus;

3) auch noch einen zweiten Liebhaber anzustellen. Hr. Heimann, der in seinen Bonvivants, und so auch in seinen komischen und chargirten Rollen, durch frische Laune und gesunde Natur ergötzt, muß sich zu oft auf einem Gebiete zeigen, das er nie beherrschen wird. Wäre er aber auch für sentimentale und tragische Rollen glücklicher begabt, so würde dennoch ein zweiter Liebhaber fehlen, weil neben der heitern Lustspielfigur gewöhnlich eine ernste sentimentale einhergeht, und es eben so tadelnswerth ist, das Repertoire auf solche Stücke zu beschränken, worin nur die eine oder die andere vorkommt, als die zweite einem Stümper, wie Hr. Sellertshof, anzuvertrauen;

4) eine neue Besetzung auch der älteren Fächer vorzunehmen. Hr. Gasmann, der vor zehn Jahren ein vortrefflicher heroischer und bürgerlicher Vater war und in gewissen Lustspielrollen von leichter und heiterer Färbung Wenige seines Gleichen fand, kann nur noch in Rollen aus seiner guten Zeit, die ihm im Gedächtnisse geblieben sind, erscheinen; aber im raschen Laufe der Novitäten mitzugehen, ist ihm durch sein Alter versagt. Will die Intendantur diesem verdienstvollen Künstler noch eine Stelle im Institute lassen, so muß er auf solche Rollen, die ihm noch zu Gebote stehen, beschränkt werden. Dann aber ist er, so zu sagen, ein Luxusartikel. Die Direction scheint zu glauben, daß sie sich durch einige Talente, welche früher als Liebhaber und Helden beliebt waren, im alten Fache helfen könne, denn man hat diese beibehalten und ihnen Gelegenheit geboten, sich im älteren Fache zu versuchen. Wir glauben, daß sich ein Theater in der Regel besser dabei stehen wird, wenn es die Liebhaber, sobald sie den Jugendreiz verloren haben, entläßt, und sich von Neuem organisiert; denn der Liebhaber, der in das Charakter- und Väterfach übergeht, muß eine ganz neue Schule machen, und bringt, obgleich er auf seinem Gebiete ein Anfänger ist, alle Präensionen eines Künstlers mit, welcher sich, und vielleicht mit großem Rechte, eine

lange Reihe von Jahren der höchsten Gunst des Publikums erfreut hat. Sehen wir nun, wie weit die hiesigen Künstler, mit denen man einen Versuch gemacht hat, den Erwartungen nachgekommen sind! — Herr Schütz, ein sehr denkender Schauspieler, welcher jetzt die Helden- und tragischen Charakterrollen inne hat, bezeugte in den älteren Heldenrollen eines Verrine u. s. w. eine Berechtigung zur Nachfolge des Hrn. Gasmann, allein in bürgerlichen Charakteren, sie mögen sich mehr der Empfindung oder der Laune zuneigen, kann er seine Stelle nicht behaupten. Dies scheint auch der Director des Schauspiels zu erkennen und daher eine Theilung des Faches zwischen Hrn. Schütz und den Herren Bercht und Kettel zu beabsichtigen. Hr. Bercht, unstrittig das hervorragendste Talent des ganzen Schauspiels, ist aber eigentlich für den verstorbenen Komiker Günther engagirt; er hat ein Fach im Singspiel, in der Oper, er ist der Hauptträger der Posse und spielt sehr viele Rollen des höheren Lustspiels, die eine scharfe Zeichnung erfordern und nur da auf den Komiker kommen, wo ein Doering, ein Hoppé fehlen, oder wo dieser so reich, wie hier Bercht, ausgestattet ist. Wie soll nun zu diesem Allen Hr. Bercht auch noch die humoristischen Alten, und was Hr. Gasmann sonst im Besitze hat, auf seine Schultern nehmen? — Hr. Kettel ist hier ergänzend eingetreten, und wir wollen seinen Eifer gern anerkennen, jedoch so gut er im Ganzen seine Maske zu wählen und seine Erscheinung zu verändern weiß, so unmöglich scheint es ihm zu sein, seine Stimme zu verläugnen und uns in die nothwendige Illusion zu versetzen, daß wir nicht den Künstler, der eine Aufgabe zu lösen bemüht ist, sondern eine dramatische Figur zu sehen glauben. Die Grazie und eine gewisse feine Heiterkeit, die er früher in seinen Liebhabern zeigte, befähigen ihn zu Chevaliers- und Seckenrollen, auch wohl zu jenen Weltmännern, für welche Kogebue's „alter Alingsberg“ ein Haupttypus ist; in den ersteren begegnet er nun aber schon Hrn. Größer, dem zwar mehr die Umstände, als ein wahrhafter Beruf, diese Beschäftigung zugewiesen haben, und der überhaupt, ein früheres tüchtiges Mitglied der Oper, nach dem Verluste seiner Stimme, nur wegen vielseitiger Verwendbarkeit beibehalten worden ist, und die Rollen der zweiten Gattung bilden doch nur eine kleine Partie des Gasmann'schen Faches. Nun ist freilich noch Hr. Senf für Väterrollen da, doch will es uns scheinen, als ob dieser höchstens in der zweiten Reihe zu dulden wäre.

Das Damenpersonal ist unverhältnißmäßig größer, als das der Männer. Zählen wir die Liebhaberinnen zusammen: Mad. Größer, Mad. Schütz, Dem. Herbold, Mad. Kerkhoven, Dem. Liebich, Dem. Hinge, — so finden wir deren Sechs, und fast eben so reichlich sind die älteren Fächer durch Mad. Gasmann, Mad. Kettel, Mad. Mejo (die freilich, wie es heißt, austreten wird), Mad. Gerard und Mad. Kay besetzt. Gleich-

wohl fällt ein so wichtiges Fach, als das der tragischen Mütter, aus, da Mad. Gasmann, die dasselbe repräsentiren soll, sich darin nie eine Geltung hat verschaffen können. Bei einer Bühne, welche nicht zu ökonomisiren braucht, würde Mad. Gasmann, zwar nicht für ein Fach, aber doch für einzelne Rollen, die zwischen Jugend und Alter schweben und noch mit der Prätension der Jugend auftreten, eine ganz brauchbare Schauspielerinnen sein; doch daraus geht schon hervor, daß ihr das erste Erforderniß einer tragischen Mutter, Würde, fehlt. Die Direction scheint daher auch alle Stücke zu vermeiden, worin diese den Vordergrund mit einnimmt, und hat schon vor acht bis zehn Jahren der Mad. Größer den Eintritt in die Anstandsdamen eröffnet, welche bei allen Bühnen mit der tragischen Mutter zusammen erst ein Fach bilden. Da Mad. Größer als Lady Milford, Herzogin von Malborough, Lady Macbeth, Gräfin Orcine, Königin Elisabeth u. a., sich mit Recht die allgemeine Gunst erworben hat, so sollte sie noch einen Schritt weiter thun, und, wie die Schröder zu ihrer Zeit und alle bekannte Künstlerinnen des Tages, welche im Hochtragischen zu Hause sind, auch eine Isabella in der Braut von Messina u. dergl. Rollen übernehmen. Auf dem idealen Gebiete der Tragödie muß ja jede Eitelkeit und jeder Unterschied zwischen Alter verschwinden, denn hier stellt sich nur das Gemüthsleben dar, und alle portraitmäßige Zeichnung hebt gerade das Wesen der Tragödie auf. Nachdem das Hoftheater in Dem. Herbold eine erste jugendliche Liebhaberinnen gewonnen hat, würde es um so leichter sein, Mad. Größer eine Stellung zu geben, wodurch sie nicht verliert und zugleich eine fühlbare Lücke in der Anstalt ausfüllt. Für komische Mütter und chargirte Rollen ist Mad. Kettel ein durchaus genügendes Talent, das auch in solchen Rollen, worin sich das Komische mit dem Ernste und der Rührung mischt, einen großen Success gehabt, und überhaupt eine vielseitigere Befähigung für das ganze Mütterfach documentirt hat. Sonst aber ist nur noch Mad. Gerard als brauchbar zu nennen.

Unter den Liebhaberinnen tritt Dem. Herbold durch Jugend und Liebreiz hervor; jedoch ist ihr geistiges Talent nicht geringer zu schätzen, als die schönen Naturgaben, wodurch sie jetzt vorzugsweise das Interesse an sich zieht. Sie hat in ihrem Debüt nach den verschiedensten Seiten hin dieselbe Wirkung hervorgebracht, und es ist nur eine Stimme darüber, daß sie eben sowohl die tiefsten Töne des Gefühls auszusprechen, als die lieblichste Naivität und Saune zu verkörpern weiß.

Wir sind der Intendantur zu großem Dank verpflichtet, daß sie Mad. Schütz, eine der feinsten deutschen Lustspielschauspielerinnen, nachdem diese einer jüngeren Künstlerin gewichen ist, dem Institute dennoch erhalten hat. Es liegt ja noch immer zwischen der munteren Liebhaberinnen und der eigentlichen Anstandsdame Terrain genug, und es kommt nur darauf an, daß die Direction zwischen drei Talenten, welche allerdings in manchen Fällen concurriren werden, eine weise Vertheilung vornimmt.

Den größten Nachtheil erleidet durch die Anstellung der Dem. Herbold unstreitig Dem. Liebich, aber nur in ihrer Beschäftigung, nicht in ihrer Ausbildung. Sie ist nichts mehr als eine begabte Anfängerin, welche in der ersten Zeit ihres Engagements durch die Direction oder durch die Verhältnisse und, für den objectiven Werth ihrer Leistungen, auch vom Publikum zu sehr begünstigt wurde. Auch fragt es sich sehr, ob sie nicht Beruf zu den Soubretten als zu den höheren Lustspielcharakteren hat. Jedenfalls aber wird ihr eine untergeordnete Stellung zu einer guten Schule werden, worin sie sich von manchen nicht schönen Unarten befreien und sich für ein erstes Fach vorbereiten kann.

Mad. Kerkhoven wird nun auch wohl ganz auf die zweiten, besonders sentimental, Liebhaberinnen zurücktreten müssen, und Dem. Hinge nicht mehr so oft Gelegenheit haben, sich zu exponiren.

Literatur und Kunst.

König Dதாக. Tragödie in fünf Acten und einem Vorspiel von Uffo Horn. Prag, 1845.

Rath und Bürgerschaft der königlichen Hauptstadt Prag ist dies Werk gewidmet; der Dichter hat glei-

chermaßen aus dem Fleisch und Blut der Böhmen seine Hauptgestaltungen geformt, an die einstigen Heldentage einer großen Zeit gemahnt und mit deutscher Gesinnungstüchtigkeit, die eben meistens nur in fünfactigen

+++

Dramen und Tragödien zur Veranschaulichung gebracht wird, der Freiheit einen Tempel errichtet. Nach des Dichters früheren Leistungen zu schließen, hätten wir Künstlerisches erwartet; es geht uns eigen mit dieser Composition. Das Ensemble der Darstellungen besteht aus lauter großen Intervallen, die Charaktere aus chromatischen Figuren, so daß die Urmelodie verschwimmt und wir keinen Totaleindruck gewinnen können. Wir möchten sagen: die Tragödie hat eine breite Schwerefälligkeit zur Basis, ist aus Langweiligkeit zusammengefügt und ermangelt selbst des blanken Firnisses poetischer Sentenzen und Bilderdienerie, die bei den deutschen Machwerken oft das Werthvollste sind. Zwar steht die Idee der Tragödie in engerer Beziehung zu denjenigen Ideen, für welche die Gegenwart Interesse hat, doch bleiben wir dennoch theilnahmlos, da alle Personen abstract gehalten, keine eine innere Entwicklung durchmacht und nur Repräsentanten einer subjectiven Richtung des Dichters sind. Die Zusammenschürzung der Intrigue ist locker, der Gang der Handlungen einförmig, die Auffassung des darzustellenden Moments matt, der Organismus der handelnden Individuen schwach, der Situationswechsel alltäglich und nicht hinreichend motivirt, die Sprache ohne Färbung, nirgend ein sonniges, blühendes Bild; wir bleiben kalt und nüchtern, da die tausendfachen Empfindungen von Weh und Freude, die das menschliche Herz durchfluthen, nicht zur Geburt kommen und ein wirklich geistiges Dasein durch das Scheinleben der handelnden Personen ertödtet wird.

Neuer Meinelcke Fuchs von Ad. Glasbrenner. Leipzig, G. W. Porck. 1846.

Trietische Weihrauchopfer steigen hervor und perfistiren und travestiren die Richtung einer gewissen religiösen Partei, und geißeln Persönlichkeiten, die sich von einem Heiligenschein der himmlischen Tugenden umgeben lassen. Fuchsische Gleißnerei und bübische Betsucht werden mit pharisaischer Frömmigkeit entlarvt; die Idee des Ganzen lehnt sich an die confessionellen Bestrebungen der Gegenwart, und das Resultat der Entwicklung hat eine durchaus sittliche Tendenz. In seiner Allgemeinheit ist dies neue Werk des Dichters flach und schwülstig; wir sind viel zu sehr geistreiche Einfälle von ihm gewohnt, als daß wir die trocken gehaltenen Reflexionen mit jenem Humor aufnehmen könnten, dessen Wirkung uns in der heitersten Stimmung erhält, sobald wir den selbstgefälligen Berlinismus des Verfassers, der wirklich, wie er leibt und lebt, eine Berlinisade ist, so oberflächlich aufzunehmen verstehen, wie er aufgenommen werden muß, wenn seine Leistungen auch den scharfen Wig der Berliner Volksthümlichkeit — oder wir wollen sagen: Massenhaftigkeit — wiedergeben.

Das Buch der Narrheit, von Ludwig Karlich. Mit Holzschnitten. Mainz, Joh. Birtb. 1845,

ist eine Arabeskenarbeit, mit den farbigsten Perlen des Wiges gestickt, belustigend und unterhaltend; man braucht nicht eine gute Laune mitzubringen, wenn man es lesen will: man empfängt sie durch das Gelesene, und wenn wir auch hin und wieder an die Randglossen des Baleskrode erinnert werden, wenn wir dem großen dramatischen Tugendspiel: die Pfalzgräfin und die eheliche Treue auch die Idee der Wochenstube von Pruz untergeschoben finden, so haben wir doch manches Frappante anzuerkennen, zumal der Spaß die pikanten Perfflagen gegen allerlei fatale Gebrechen keineswegs maltraitirt, sondern ergötzlich und ungezwungen dargereicht werden.

Shawn Na Soggarth, der Priestersänger. Eine irische Erzählung aus den Zeiten der Religionsacht von Archdeacon Esq., übersetzt von G. H. Augsburg, B. Schmid. 1845.

Vorliegendes Werk ist in sofern von großem Interesse, als wir in die sittlich-religiösen Zustände eines Volkes eindringen, das unter allen Gefahren und Kümernissen mit Fanatismus an seinem Glauben hing, das seiner confessionellen Verschiedenheit wegen die düstersten socialen Verhältnisse heraufbeschwor und lang und tief Jahrhunderte hindurch Religionsgräuel und Elend zu ertragen hatte. Protestantismus und Catholicismus stehen sich in der Geschichte Irlands bluttriefend gegenüber und der römische Glaube ist gewiß in der europäischen Welt nirgend in solcher Weise aufgetreten als hier. Die Erzählung ist einfach und faßlich; die Charakterschilderung scharf, zuweilen von zu grellem Colorit; durch das Ganze sehen wir eine tragische Idee durchschimmern, deren Träger der Held der Erzählung, dessen abstracte Niederträchtigkeit ihn zu den entsetzlichsten Handlungen, nicht aber zur künstlerischen Verwickelung und Lösung führt, wenn gleich wir doch einen inneren Zusammenhang anerkennen müssen.

Erinnerungen aus Algerien von Clemens Lamping. 2 Thele. Oldenburg, Schulze. 1846.

Sind einfach und trocken geschrieben, ohne uns interessante Details zu veröffentlichen, sie haben keinen bedeutenden Werth und werden nur Lectüre von des Verfassers Freunden und Bekannten sein.

Bei weitem ansprechender, unterhaltend und pikant ist das

Brevier der heiligen Rosalie von Karl Uchner. Neuhaldensleben, G. A. Eyraud. 1846.

Es ist ein Aggregat biographischer Fragmente mit Absonderlichkeit verfaßt und in seinen Specialitäten

innerlich empfunden. Die äußeren Begebenheiten der Darstellungen verrathen eine Bekanntschaft mit dem menschlichen Herzen, das für jedes empfängliche Gemüth von nachhaltiger Wirkung sein muß.

Das Leben der Ehe in der vernünftigen Menschheit und ihr Verhältniß zum Staat und zur Kirche, von D. Nees v. Esenbeck. Breslau, Eduard Trewandt. 1845.

Der Entwurf eines neuen Gesetzes über Ehescheidung für Preußen scheint dem Verfasser den Impuls zu vorliegender Broschüre gegeben zu haben. Die Bedeutung der Ehe in der Idee des Staats ist hier mit speculativer Philosophie von einem empirisch-sittlichen Standpunkt entwickelt. Sie hat eine hohe Tendenz, da sie gegen die abstracte Auffassung der Ehe negierend auftritt; nach des Verfassers rationalem Detailliren — dem keinesweges jene verschrieene Basis des Communismus unterliegt, der alle Sittlichkeit in unserm conventionellen Dasein zu einer Lüge stempelt — ist nur die freiwillige Liebe das Princip der Ehe; die sich lieben, sind vermählt, und alle positiven Gesetzgebungen über die Verhältnisse des Ehestandes sind nach empirischer Beurtheilung casuistisch, der reinen Vernunft entgegen, sobald nicht der Naturcharakter des Geschlechtsverhältnisses in seinem Recht erhalten wird. Wir haben nur zu bedauern, daß diese Broschüre nicht populär werden kann, als sie zu speculative philosophische Ideen enthält, so daß sie vielen in ihren einzelnen Entwicklungsmomenten nicht verständlich sein wird, wenn ihr auch im Allgemeinen ein Verständniß werden muß vermöge ihrer vernunftgemäßen Auffassung und praktischen Erläuterungen. Zu bemerken ist noch, daß der Verfasser diese Broschüre als einen Abschnitt aus der Staatslehre eines größeren Werks, welches er Encyclopädie der speculativen Wissenschaft nennt und unter diesem Titel erscheinen lassen wird, bezeichnet; wir glauben auf dies Werk aufmerksam machen zu dürfen.

E. Frei.

Kaiser und Narr. Historischer Roman von Heribert Rau. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1845.

Der vorliegende Roman ist eine sehr umfangreiche Arbeit des Verfassers, der sich nunmehr so ziemlich in allen Zweigen der Dichtung versucht hat. Der Kaiser ist der Hohenstaufe Friedrich II., der Stoff mithin ein eben so reichhaltiger, als in die kirchliche Bewegung der Gegenwart eingreifender; denn die Schilderung des Kampfes der Hierarchie mit der weltlichen Macht des Kaisers, der Waffen, welcher sich hierbei ein Gregor IX. und Innocenz IV. bedienten, und der entgegenwirkenden, weit über der Höhe seines Jahrhunderts stehenden Bestrebungen Friedrich's II. sind die historische Folie,

auf welche die Skizzen der Dichtung gezeichnet sind. Wir sagen: Skizzen, weil wir kein künstlerisch gefieder-tes, dichterisches Ganze vor uns haben, sondern nur eine Reihe von Episoden, die fast lediglich durch die durchgehenden Figuren des Kaisers und seines Narren David Federbusch aneinander gehalten werden. Sind sie nun auch im Einzelnen, wie z. B. die fast den ganzen dritten Band füllende Geschichte des König Enzo und der Lucia Biadagoli, ziemlich ansprechend erzählt, so fehlt doch allenthalben die Abrundung zu einem Ganzen, das nur in der Festhaltung des historischen Elementes gefunden werden kann. So ist das Werk keine geschichtliche Monographie, denn dazu fehlt ihm die Tiefe, Allseitigkeit und Gründlichkeit der Darstellung, andererseits aber auch kein Roman, denn in dieser Beziehung vermissen wir eine dichterische Grundidee, welche jedes Einzelne zu dem Ganzen bezieht: der Kaiser erscheint nur als der geschichtliche, nicht als der romantische Held. Doch wird bei jener Zweideutigkeit des Genre die Lectüre des Buchs für den historischen Laien eben so belehrend als unterhaltend sein; die Sprache ist im Ganzen würdig und entbehrt nicht des poetischen Schwunges, wenn schon sie dann und wann in die Floskel sich verliert. In seiner Breite und romantischen Färbung scheint uns das Werk eine Rückkehr zu jener historischen Romandichtung zu sein, welche in Spindler's Juden ihren Höhepunkt erreichte. Ob auch der Geschmack des Publikums auf diesem Wege nachfolgen wird, wollen wir dahingestellt sein lassen; wenigstens hat es der Dichter nicht daran fehlen lassen, dem Buche durch die Reflexe des von ihm geschilderten Zeitraumes (vom Jahre 1228 bis zu Friedrich's II. Tode) auf die Gegenwart diejenige tendenziöse Färbung zu geben, welche für das „Durchschlagen“ jeder größeren dichterischen Production fast zur *conditio sine qua non* geworden ist; doch muß man dabei immerhin anerkennen, daß jenes Streben nach Tendenz in seiner Geltendmachung nicht zu weit, nicht bis zu der verstimmenden Absichtlichkeit gegangen ist.

Brutus und Lucretia. Drama in 4 Acten, von Carl Hugo. (Als Manuscript gedruckt.) Wien, 1845.

Dieses Drama ist den Akademien der Wissenschaften und schönen Künste in Paris und Pesth vom Verf. gewidmet, und er hat damit, wie er in der einleitenden Zueignungsschrift zu erkennen giebt, Großes gewollt: ein Musterdrama, ein Probestück zu einem von ihm in Aussicht gestellten System des Drama. Es ist Schade, daß er sich hierbei als verkanntes Genie, als unterdrückter Dichter drappirt; denn derartige Jeremiaden über Ungunst der Theaterdirectionen, Chicane u. s. w. werfen stets ein zweideutiges Licht auf das mit solchen Mitteln zu Empfählende; der Beifall will verdient, nicht als entschädigendes Almosen abge-

drungen sein, um so mehr als ja die oft genug ohne Grund verkehrten Directionen der deutschen Bühnen keineswegs das ausschließliche Forum für den Werth einer dramatischen Dichtung sind. Ist diese in der That bedeutend, so wird sie sich Bahn brechen, trotz aller anfänglichen Ungunst der Directionen, in deren wohlverstandenen, eigenen Interesse es ja übriges liegt, gebiegene Dichtungen auch zur scenischen Darstellung zu bringen. Also möge man vor Allem zeigen, daß man sich mit Recht über Unterdrückung zu beklagen habe. Wir müssen aber dem Verf. offen gestehen, daß er uns dies durch sein vorliegendes Drama nicht zur Genüge dargethan hat. Wollen wir auch demselben Kraft, Schönheit und Schwung der Sprache, eine im Einzelnen, wie z. B. im Junius Brutus gelungene Charakterzeichnung, eine sorgsame Gliederung des Scenarium keineswegs absprechen, so fehlt doch der Dichtung das praktische Hauptforderniß der Spielbarkeit; sie mag wohl theoretisch die Probe halten, doch — „Grau, Freund, ist alle Theorie!“ Jener Mangel liegt zu meist in der zu breiten Behandlung einzelner Situationen; auch können wir uns, trotz Ponsards vorangegangenen Erfolge, mit der Wahl des Stoffes für ein der gegenwärtigen, deutschen Dramatik gleichsam als Muster hinzustellendes Drama nicht einverstanden erklären. Wir rathen dem Verf. ein fleißiges und von Selbstverleugnung ausgehendes Studium der Form in der weitesten Bedeutung des Wortes an, und dürfen uns dann von seiner eben so unverkennbaren Begabung als seinem ernstern Eifer wohl Erhebliches versprechen.

26.

Gh. Kuffner's erzählende Schriften, dramatische und lyrische Dichtungen. Ausgabe letzter Hand. Wien, Ignaz Klang. 1845.

Dreizehnter Band. Inhalt: Erzählungen — Wanderungen unter Schutt und Trümmern, Staub und Asche — Werther's und Wilhelm Meister's Reiseabenteuer (Ein literarisches Märchen ohne Ende.) — Der Tod auf Reisen (Scenen und Bilder aus dem Leben.) — Cantaten und Oratorien. —

Vierzehnter Band. Inhalt: Persilia, Schausp. in 4 Acten — Belisar, historisches Schauspiel in 5 Acten — Catilina, Trauerspiel in 5 Acten.

Fünfzehnter Band. Inhalt: Cervantes in Algier, Schauspiel in 5 Acten — Ulrich, Herzog von Württemberg, histor. Schauspiel in 6 Acten — Die Maltheser, histor. Schauspiel in 3 Acten.

Sechzehnter Band. Inhalt: Ahasver, der ewige Jude, eine Wanderung durch Jahrhunderte. Historischer Roman in drei Zeitperioden.

Leopold Schefer's ausgewählte Werke. Berlin, Zeit u. Comp. 1845. Fünfter und sechster Theil.

Inhalt: Violante Beccaria — Der Sklavenhändler — Die Perserin — Der Bauchredner — Die Erbsünde — Der Seelenmarkt.

Siebenter Theil. Inhalt: Die Ofternacht — Das Verbrechen zu irren.

Achter Theil. Inhalt: Die Pflgetochter — Die Prinzeninseln — Ein Weihnachtsfest in Rom.

Elfter Theil. Inhalt: Baienbrevier — Erstes Halbjahr.

Zwölfter Theil. Inhalt: Baienbrevier — Zweites Halbjahr.

D r e s d e n .

Königl. Hoftheater.

Donnerstag, 1. Januar, zum ersten Male:

Don Johann von Oesterreich. Trauerspiel in 5 Acten von **Julius Moser.**

Wem wäre der günstige Klang fremd, mit dem der Name „Julius Moser“ auf den Gebieten der Lyrik und

Novellistik genannt wird! Mit Freuden wurden von jeher alle neuen dorthin gehörigen Productionen des Dichters in der Literatur und Lesewelt aufgenommen, und es gereicht diesen Schöpfungen sicher nicht zum Nachtheile, zum Vorwurfe, daß in ihnen, gerade wie in den Dichtungen Berthold Auerbach's, die lebenswürdige Persönlichkeit des Dichters in erhöhter, prägnanterer Maasse sich abspiegelt und dadurch ein innigerer Verkehr zwischen Leser und Dichter herbeigeführt

wird, als sonst selbst bei diesen Dichtungsgattungen zu geschehen pflegt, die schon ihrer Natur nach die Individualität des Schaffenden mehr oder weniger in den Vordergrund seiner poetischen Gemälde drängen. Haben wir hiernach diese Eigenschaft der lyrischen und novellistischen Dichtungen Mosen's als ein nicht ungünstiges charakteristisches Merkmal derselben zu bezeichnen, so wird sie doch jedenfalls dann, wenn sie auf dem heterogenen Felde der Dramatik eben so entschieden und deutlich sich kundgiebt, wie wir sie in den Dramen Mosen's als herrschendes Element vorfinden, eine durchaus veränderte Gestaltung gewinnen und als der Krebschaden zu betrachten sein, der auf die lebensfähige Dauer dramatischer Werke einen tödtlichen Einfluß ausübt. In diesem Falle befinden sich, trotz der freundschaftlich lobhudehenden Posaunenstöße des bekannten Oldenburger Kritikers, die dramatischen Productionen Mosen's unzweifelhaft und um so entschiedener, je mehr noch andere, zum Theil aus dem ersteren hervorgehende und mit ihm zusammenhängende Mängel von nicht minderem Belang dazu mitwirken. Julius Mosen ist eine von tiefer Gemüthlichkeit getragene, durch und durch lyrische Natur, die, wie wir schon bemerkten, ihr entschieden günstiges Feld in den dieser Charakterrichtung entsprechenden Dichtungsgattungen gefunden hat und auch die Stellen seiner Dramen, in denen ein lyrischer Aufschwung, eine mehr lyrische Behandlung des Stoffes und der Situation hier und da zulässig und selbst zweckmäßig erscheinen mag, mit poetisch-reicher Schönheit zu schmücken weiß. Außerdem aber verflacht sie sich, Stoff und Situationen zu einer in hohem Wortgepränge schimmernden Rhetorik, und trägt eine auf die Dauer an sich schon ermüdende Subjectivität des Schaffenden zur Schau, die dem Hauptbedingniß des Dramas, plastischer Objectivität, der Natur der Sache nach diametral entgegensteht. Es ergeht dem Dichter, um eines Bildes uns zu bedienen, das in anderer Beziehung freilich keineswegs hier zum Vergleich sich eignen möchte, wie einer gewissen Klasse von Brustkranken. Jenes lyrisch-subjective Element hat sein ganzes Dichterwesen so durchaus und mit so unentrinnbarer Gewalt durchdrungen, daß es bei dem Produciren auf dem dramatischen Felde, gleichsam wie das krankhaft angehäufte Raß jener Brustkranken das freie Athmen der Lungen hemmt, die freie Verstandesthätigkeit in der Beachtung und Festhaltung der Vorschriften, und Formen des Drama's beschränkt und die mehr oder weniger entfernte Ursache noch anderer Mängel, als des oben-erwähnten, ist, welche Mosen eine der untersten Stellen auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst zuweisen. Zu jenen weiteren Mängeln gehört aber vor Allem der einer eigentlichen Charakterzeichnung und Charakterentwicklung. So sehr man sich auch leider daran gewöhnen muß, hinsichtlich der letzteren selbst bei bedeu-

tenderen Dichtern nur sehr bescheidene Ansprüche zu machen, so wenig kann doch das Drama auf erstere, auf eine objective Gestaltung und Detaillirung der Charakterzeichnung verzichten, ohne sich selbst und sein eigenstes Wesen aufzugeben. Gehen wir die sämtlichen, auf hiesiger Bühne zur Aufführung gelangten Dramen J. Mosen's durch, „Kaiser Otto“, „die Bräute von Florenz“ und das neueste, „Don Johann von Oesterreich“, prüfen wir das ungeheure Verzeichniß der in ihnen verbrauchten Personalitäten, wir finden Nichts als wesenlose, in leerem Wortschwall verwässerte Figuren, die auf den dramatischen Ehrennamen: Charaktere, keinen Anspruch haben, mithin auch ein wahrhaftes Interesse in ihrer Totalität zu erwecken nicht vermögen, selbst wenn wir bereit sind, von dem vielleicht spröden Stoffe des Drama's abzusehen. Die Figuren verschwimmen in einer leeren Hohlheit, die selbst die schönste Sprache, die gelungenste poetische Einzelheit äußerlicher Behandlung für den kundigen Beobachter eher hervorzuheben, als zu verdecken vermag. Jener Grundtypus in dem Dichtercharakter Mosen's ist es aber ferner, der dessen dramatischen Dichtungen alle plastische Ruhe und Festigkeit raubt, die das Drama, als objectivste Dichtungsgattung, vermöge seines Grundtypus erheischt; wir finden ein Ueberstürzen der einzelnen Momente, ein Brausen und Jagen der einzelnen Gefühlsäußerungen, welche die Handlung des Stückes gleichsam nur als Ballast nebenherschleppen; wir vermissen eine rationelle und pragmatische Gliederung des dramatischen Gebäudes, eine abgeschlossene Einheit des Ganzen; wir vermissen den verbindenden Faden nothwendiger Consequenzen unter den einzelnen Theilen einer Dichtung; wir sehen Nichts, als einzelne Stücke der Geschichte dramatisirt und mit einem lyrischen Aufgusse lose zusammengeklebt. Das ist unser Urtheil über die früheren Stücke Mosen's, und das Publikum scheint derselben Ansicht gewesen zu sein, denn sie haben kaum ein Paar Aufführungen erringen können. Ganz dasselbe Urtheil haben wir aber auch für das Eingang genannte Drama. Es gehört schon einiger Muth dazu, den Stoff auf einem geschichtlichen Felde zu wählen, auf welchem bereits Schiller und Göthe durch „Don Carlos“ und „Egmont“ unvergängliche Lorbeern geerntet haben. Sind es auch nicht dieselben geschichtlichen Thatsachen, die im „Johann von Oesterreich“ zur Behandlung kommen, so ist es doch wenigstens zum Theil ganz derselbe geschichtliche Hintergrund, dieselben Ideen und Verhältnisse, ganze Figuren, Reden und Situationen des neuen Drama's müssen als so entschiedene Reminiscenzen aus jenen Meistertragödien hingenommen werden, daß schon dadurch bei der argen Mangelhaftigkeit des neuen Opus ein peinliches Gefühl in dem Zuschauer erweckt wird. Dasselbe wird aber jedenfalls noch dadurch gesteigert, daß alle 5 Acte hindurch ein Drängen und Treiben lyrischer Gefühlswoogen, eine Un-

ruhe und Unsicherheit in der ganzen Anlage herrscht, die nichts weiß von Ruhepunkten, von einer diese herbeiführenden, rationellen Actabtheilung. Das Ganze ist ein schwülstiges Chaos, wie das die Einleitung bildende Markttreiben zu Anfang des ersten Actes. Diesen ungünstigen Charakter des Ganzen tragen auch alle Einzelheiten, und wie mehr oder weniger alle Personen des Stückes, so vorzugsweise der Held, Don Johann von Oesterreich (Hr. Emil Devrient), dessen eigentliche, für das Drama passende Heldennatur, in welcher sich allerdings selbst in der Geschichte poetisch schön der siegreiche Kampf des Christenthums gegen den Halbmond verkörpert findet, der Dichter durch ungeschickte, lyrisch-weichliche Behandlung fast ganz abgestreift und durch eine ziemlich kleinliche, die großen Zwecke des Helden in den Hintergrund drängende Liebchaft mit Maria de Mendoza (Fr. Bayer), ferner durch ein thatenloses Jammern über Philipp's II. Mißtrauen und Eifersucht wegen der Geliebten, — ein sehr kleinlicher, kleinlich behandelter Gegenstand, der ein Hauptmoment des Drama's bildet, — und durch eine unselbstständige Haltung der Kirche gegenüber muthwillig fast ganz aus den Grenzen der Tragödie herausgehoben und in den Brei alltäglichster Alltäglichkeit getaucht hat. Dabei wollen wir es noch nicht einmal so hoch anschlagen, daß die geringe Quantität Handlung, die im Stücke sich findet, nur erzählt wird, und daß die Sprache Johann's, wie aller Anderen, und die gebrauchten Bilder (Escovedo spricht z. B. von Gedankenhunden) gar häufig entweder in's Triviale, oder Forcirt-Geistreiche fallen. Einen ungünstigen Eindruck macht es ferner, namentlich in unserer Zeit, den Helden des Stückes im Dienste der Hierarchie, als Streiter der Geistlichkeit zu sehen, selbst wenn der Hauptvertreter derselben, der römische Legat Sega (Hr. Winger), der auf der einen Seite als der Beherrscher König Philipp's sich gerirt, auf der anderen Don Johann gegenüber einem gutmüthigen Lustspielpapa ähnlich, wenig von den Eigenschaften seines Standes übrig behält. Ein Mangel, der freilich durch Herrn Winger's äußerst mittelmäßiges, alle möglichen Schärfen und Spigen abstumpfendes Spiel doppelt hervortrat. Zu derartigen Rollen gehört ein bei Weitem schärferes Markiren und Nuanciren in Spiel, Mimik und Haltung, als Hr. Winger vermöge seiner Individualität möglich ist. Demohngeachtet wird man aber nicht verkennen, daß die gerügten Umstände wenig geeignet sind, die Charakteristik des Stückes zu empfehlen. Hr. Emil Devrient that im Ganzen, was sich mit seiner Rolle thun ließ, und mehr oder weniger läßt sich das allen Darstellern nachrühmen, die auch durch reichliche Beifallspenden belohnt wurden. Es ist ein zu unerquickliches Geschäft, auf die einzelnen Rollen weiter einzugehen, da sie so gar nichts enthalten, was als Charakter der Besprechung würdigen Stoff

böte. Maria Mendoza liebt und jammert in der gewöhnlichsten Weise; Don Perez, der Vertraute des Königs, spielt eine so klägliche, allen Haltes, aller Charakteristik bare Rolle, daß auch für einen feinern Charakteristiker, als Hr. Quanter, die Behandlung derselben eine Sisyphusarbeit gewesen sein würde. König Philipp II. ist vom Dichter nur incommodirt, um drei Worte zu sprechen. Was der Dichter mit Escovedo (Hr. Heese) eigentlich gewollt, ist uns nicht klar geworden, und aller Wahrscheinlichkeit nach auch dem Dichter nicht. Der unglückliche Freund Johann's strapazirt sich in forcirt-geistreichen Redensarten und Bildern ab, spielt den Denker und Intriguant auf eine ziemlich schwerfällige und ungelente Art und wird endlich, was ihm in den Augen der Zuschauer jedenfalls das Dienlichste, hingerichtet. Hr. Heese wird darob sehr froh gewesen sein; wir waren es auch. Der niederländische Graf Max von Bergen (Hr. Eduard Devrient) ist Nichts als eine bloße Reminiscenz aus „Egmont“. Er erscheint nur im Anfange des Stückes, um Don Johann einen ziemlich aus dem Blauen herabfallenden und in's Blaue hineingehenden Eid leisten zu lassen, damit ihn Johann später brechen könne und dessen Schicksal darum als ein verdientes erscheine. Der ganze Verkehr dieser beiden Männer, von welchem der Dichter doch eigentlich die poetische Gerechtigkeit in dem Untergange Johann's herleitet, erscheint eben so abgerissen und episodisch vereinzelt, wie das Auftreten des Don Perez und dessen verschiedene Machinationen zum Untergange des Helden. Perez erscheint dabei ganz wie eine am Draht gezogene Puppe, deren Lenker, König Philipp, nur hinter den Coulissen agirt. Jedenfalls dienen diese Umstände wesentlich als Belege zu der vorher ausgesprochenen Ansicht über die Qualität des uns diesmal von der Generaldirection gemachten Neujahrgeschenkles. — Das Publikum erfreute sich an der im Ganzen vortrefflichen Darstellung und war durch einige Effectstellen bereitwillig gerührt. Wir bedauern die Hauptdarsteller wegen der auf die umfanglichen Rollen verwendeten Mühe, da auch dieses Stück Rosen's, gerade so wie die früheren, nur wenige Vorstellungen überdauern wird.

R. S.

Repertoir.

Decbr. 31. Der Sohn auf Reisen. — Die Ertenmühle. Oper. — Januar 1. Zum ersten Male: Don Johann von Oesterreich. Trauersp.

in 5 Acten von Julius Mosen. (S. oben.) — 2. Alessandro Stradella. Oper. — 3. Der Puls. — Die Liebe im Eckhause. — 4. Die Regi-

mentstochter. Oper. — 5. Don Johann von Oesterreich. — 6. Oberon. Oper. — 7. Die Dame von Saint-Tropez.

Feuilleton.

Otto Müller charakterisirt in seinem Roman („Bürger, ein deutsches Dichterleben“), als er von den Niederträchtigkeiten spricht, die einige Göttinger Professoren an dem unglücklichen Dichter verübten, diese Herren „vom gelehrten Fach“ sehr treffend, so daß diese Zeichnung noch jetzt auf viele Lebende paßt. Er sagt (S. 314): Es giebt in dem deutschen Gelehrtenthum keinen noch so winzigen Zopf, keinen noch so blinzigen Tropf, der sich nicht dem Dichter gegenüber in seiner ganzen Ueberlegenheit fühlte. Vom katalogisirenden Tieffinn des Büchertrödlers bis zu jenen umgekehrten Herkulesen, die den Augiasstall der Gelehrsamkeit mit immer erschöpfender Gründlichkeit anmisten, bis sie sich zuletzt als Mumien zu Mumien legen, ihren Geist Petit gedruckt und in Halbfranz gebunden, giebt es keinen Schluchzer und Achselzucker, keinen Citatenlecker und Notizenschmecker, der nicht dem dichterischen Geiste gegenüber, und wär's auch das einzige Mal in seinem ganzen Leben, ein erlaubtes Knurren hören ließe.“

Aus Berlin. In Berlin sind jetzt kurz nach einander zwei interessante Erscheinungen aufgetaucht: „Das hohe Lied“ von Titus Ulrich — und „Lieder vom armen Mann“ von Karl Beck, die bereits anfangen, großes Aufsehen zu erregen.

Börne über Liebesdichter. Jeder Dichter, und schlotterte ihm auch nur eine Saite auf seiner kümmerlichen Leyer, hat die Feiertage der ersten Liebesungen.
19.

Bedanken wir uns. Bei Besprechung einer englischen Uebersetzung von „Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts“ äußert sich ein schottisches Journal unter Anderm folgendermaßen: „Es giebt zwei Arten, über Menschen und über Ereignisse zu sprechen, eine philosophische und eine gemeine. Letztere hat Schlossern am Besten zugesagt. Ihm gilt das eng-

lische Volk stets nur als John Bull, und jeder Staatsmann, von welcher Partei er sei, der Inbegriff größter Selbstsucht. . . . Deshalb scheint er bei Darlegung der Handlungen unserer Staatsmänner eine Bande dickhäutiger, materiell gesinnter Schufte im Auge gehabt zu haben, wie er deren vermuthlich in Deutschland kennen gelernt hat. Eine selbstsüchtige englische Aristokratie ist ein wesentlich unterschiedenes Geschöpf von dem slavischen Speichellecker, der nebst seines Gleichen sich in der Kreisbahn eines deutschen Duodezshofes bewegt. In dem Engländer steckt eine Hoheit und eine Kraft der Intelligenz, von welcher der Deutsche keine Ahnung hat. Folglich auch Schlosser nicht, und daher ist er stets auf falscher Fährte, wenn er einen unserer Staatsmänner schildern will. . . . Wo Schlosser von der Geschichte anderer Völker handelt, fühlt er sich weniger versucht, die Wahrheit zu hinterziehen, denn es giebt keinen Staat auf Erden, der in Deutschland mehr beneidet wird als England. Daß wir in Politik, Philosophie, Literatur, Handel und Botmäßigkeit die ersten Preise davon getragen, ist selbst für die Unterthanen des winzigsten deutschen Staats ein instinktmäßiger Grund, uns zu verabscheuen. Rußland, Polen oder Schweden behagt ihnen besser. Die Moriven, aus welchen dort gehandelt wird, sind den Deutschen verständlicher, denn so lange sie selbst Sklaven bleiben, werden und können sie die Gefühle eines freien Volkes nicht verstehen, nicht würdigen.“

Nichts für ungut. Es existirt im britischen Museum zu London eine von dem berühmten holländischen Graveur Simon gestochene Denkmünze auf Olivier Cromwell, deren Rückseite zwar vortrefflich ausgeführt, doch nicht der Ausdruck eines besonders zarten Gedankens ist. Olivier ruht, den Kopf im Schooße der Britannia, und der hintere Theil seines Körpers nackt. Der spanische Gesandte bückt sich, diesen unaussprechlichen Theil zu küssen. Aber der französische Gesandte hält ihn zurück mit den Worten: „Retire toi, l'honneur appartient au Roi, mon maitre.“

„O weh! Eine übrigens geachtete englische Zeitung, die Sunday Times, erlaubt sich bei Anzeige einer englischen Uebersetzung von Schokkens Autobiographie oder Selbstschau folgende Brutalität. „Die Wissenschaften,“ heißt es, „sind in Deutschland kaum etwas mehr als eine gleiche Zahl Gewerbszweige, und um in diesem oder jenem sich hervorzuthun, werden die Menschen einer systematisch-mechanischen Zucht unterworfen, von welcher andere Folgen nicht zu erwarten sind, als die wir sehen und beklagen. Keine Seele scheint sich dort irgendwie darum zu kümmern, daß der Jüngling richtig denken, das Princip achten, die Wahrheit schätzen und lieben lerne. So viele Universitäten, so viele Mistbeete der Eitelkeit, wo junge Männer zu Doctoren der Philosophie und Theologie aufschießen, ehe sie die Zwanzig erreicht haben, so daß, wenn man sich in Deutschland kleidete wie bei uns, ganze Schaaren Doctoren dort in Jacken herumlaufen würden. Unsern Dafürhaltens vertrauen unsere würdigen teutonischen Weisen von Anfang bis zum Ende den Zweck der Erziehung. Sie füttern und stopfen den jungen Verstand mit Bergen von rohem und ungesundem Wissen, das sich selbst verdauen und verarbeiten soll zu Niemandes Nutz und Frommen. Ueber dem ewigen Geschwäg von Philosophie haben sie noch nicht entdeckt, was Philosophie ist und heißt, haben etliche Gemeinplätze mit einer ungeheuern Rinde mystischer und träumerischer Speculation umwunden und das Weisheit genannt. Kein Versuch scheint dort je gemacht zu werden, die Menschen mit den Plänen der Vorsehung zu versöhnen, ihre Hoffnungen auf sicherem Pfade nach dem Jenseit dieser Welt zu lenken, oder wenn sie diesseit enden sollen, die Menschen auch damit zufrieden zu stellen.“

Diamant schneidet Diamant. Unter dieser Aufschrift enthält die Londoner Times folgenden Paragraph: „Die Parteilichkeit Ihrer Majestät, der Königin, für fremde Künstler ist bei mehreren Gelegenheiten so scharf hervorgetreten, daß die unwiderstehliche Macht eines erotischen Namens das geeigneteste Mittel erscheint, ihre Gunst zu gewinnen. Dabei ist aber doch auch nicht zu läugnen, daß bei aller Vorliebe der Königin von England für fremde Geiger und Sänger sie eine gewisse Sparsamkeit beobachtet, die den verschwenderischen Damen der englischen Aristokratie zum Muster dienen könnte. So neulich, als Ihre Majestät Herrn B... (Benedikt?) für seine musikalischen Dienstleistungen im Buckingham-Palast einen Diamantring überreichen ließ. Ja, einen Diamantring, dessen unermesslicher Werth sich aus der Thatsache ergibt, daß der glückliche Empfänger ihn einige Tage später für die enorme Summe von drei Pfund (20 Thaler) an einen Juden verkaufte, so daß in diesem Augenblicke das Geschenk der Königin Victoria vielleicht in der Holywell-Strasse am Finger eines alten Trödeljuden pa-

radirt. Schmerzlich wie uns der Gedanke ist, daß der Undankbare für eine so geringe Summe sich des königlichen Geschenks entäußert hat, freuen wir uns doch auch, daß die Freigebigkeit Ihrer Majestät sich in den Grenzen strengster Klugheit hält. Sie findet Freude an Musik, Bällen und Concerten, thut aber wie John Gilpin's sorgsame Hausfrau, die jede Verschwendung haßt —

For though on pleasure she is bent,
She has a frugal mind.“

(Denn hat sie auch Vergnügen gern,
Sie liebt Frugalität.)

4.

In Deutschland zählt man jetzt 1072 Mäßigkeitsvereine, die 1,650,000 Mitglieder zählen. Davon kommen auf Preußen 550, Hannover 336 und die übrigen deutschen Staaten 186 Vereine. Es erscheinen zu diesem Behufe zwölf Zeitschriften. Hieraus kann man leicht sehen, wo die Unmäßigkeit am meisten zu Hause ist! —

Das neue Börsegebäude in Amsterdam, das kürzlich feierlich eingeweiht wurde, ist über 300 Fuß lang und 150 Fuß breit; seine Oberfläche beträgt 45,000 Quadrat-Fuß. Der Grundstein wurde am 24. März 1842 gelegt.

Ein polnischer Gelehrter legt in einer herausgegebenen Schrift den Eltern und Lehrern die Nothwendigkeit der körperlichen Züchtigungen dringend an's Herz, er giebt ihnen darin die nöthigen Anweisungen, die Länge und Stärke der Ruthen, wie sie am besten ihre Schwungkraft erhalten u. s. w., auf das gründlichste an. — Dieser Gelehrte, der sich um die Menschheit so verdient macht, wird gewiß einem Orden nicht entgegen können.

In den Eisenwerken von Anzin bei Valenciennes sprang kürzlich der Kessel einer der größten Dampfmaschinen. Ein Stück von 100 Centn. an Gewicht wurde mit furchtbarer Gewalt durch das Dach des Gebäudes geschleudert. Alles zerschmetternd, was ihm im Wege stand, fiel es in einer Entfernung von 150 Schritt nieder, ohne jedoch ein Menschenleben zu gefährden.

Wichtige Entdeckung. Nach einem Berichte der Magdeburger Zeitung soll der Professor B. in seiner vor Kurzem gehaltenen Vorlesung bemerkt haben, daß ein Tropfen Menschenblut, wenn man ihn durch ein 20 Millionen Mal vergrößerndes Hydrogenmikroskop betrachte, von Thieren aller Art wimmle, und zwar in den Gestalten, wie sie seit der Schöpfung auf der Erde existirt haben. Bei einem gesunden Menschen lebten diese Thierchen friedlich, bei einem kranken aber

bekämpften sie sich mit gegenseitiger Wuth. Der gute Professor will uns daran den Beweis geben, daß der Mensch den Urstoff des Universums in sich trage.

Die bekannte Schriftstellerin Gräfin Hahn-Hahn arbeitet jetzt an einem Roman unter dem kuriosen Titel: „Was? Wie? Wo?“

Bei der in der Grafschaft Thurles in der irländischen Grafschaft Tipperary kürzlich abgehaltenen Volksversammlung (Monstermeeting), wobei der Liberator Daniel O'Connell zugegen war und eine Rede hielt, sollen gegen 100,000 Menschen zugegen gewesen sein. Welch' erhebenden, großartigen Anblick muß eine solche Volksversammlung darbieten!

Die Sahara. Diese ungeheure Wüste Afrika's wird in drei verschiedene Theile getheilt: die bewohnte Region, die bewohnbare und die eigentliche, für jedes Pflanzenleben todte Region. Die erste heißt Fias, oder auch Dase; hier wachsen Palmen und Südfrüchte, und die herrlichste Flora bedeckt den von Quellen und Bächen durchrieselten Boden. Die Sonnengluth wird durch den Schatten hoher Bäume gemildert, und der versengende Samum kann nicht so verheerend einwirken. — Die zweite heißt Rifar; sie ist eine einförmige sandige Ebene, welche sich nur nach dem Winterregen in ein grünes Gewand kleidet und von Nomadenstämmen mit ihren Heerden, so lange diese Weide finden, bewohnt wird. — Falat heißt die dritte Region; sie bildet ein ungeheures Sandmeer, wo jede Vegetation aufgehört hat; sie bietet den durchziehenden Caravanen weder Erquickung, noch Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne, und oft werden diese ein beklagenswerthes Opfer der Verzweiflung und Tod bringenden Durstes und anderer vielfach drohender Gefahren.

In der Posener Zeitung las man kürzlich folgende komische Todesanzeige:

„Mein Zwillingbruder hat in einer der Pfützen vor dem Bornhagen'schen Garten gestern Abends 8 Uhr seinen Tod gefunden. — Sanft ruhe seine Asche! — Beileidsbezeugungen werden verboten.“

Der linke Stiefel des Herrn K. V.“

Kerbela heißt eine der heiligen Städte, welche im wüsten Arabien liegen. Nur in der Verkleidung als curdischer Häuptling gelang es einem unternehmenden Franzosen (v. Caval), diese Stadt zu besuchen, die vorher noch kein Europäer betreten hatte. Zwei prächtige Moscheen, Hassans und Abbas, sind die schönsten, die man im Morgenlande antreffen kann. Die Kuppel ist mit vergoldeten Kupferplatten belegt, die Wände sind von emailirtem Porzellan, das Innere aber ist mit

facettirten Spiegeln und Perlen reich ausgeschmückt. Diese beiden Moscheen werden von den Muselmännern sehr heilig gehalten und durch reiche Geschenke dotirt. Jährlich kommt eine Caravane mit einbalsamirten Körpern der Gläubigen an, welche hier eine Grabstätte neben Hassan und Abbas finden.

Vor einigen Monaten ist in einem Schauspielhause zu Canton in China eine Feuersbrunst ausgebrochen, wobei nicht weniger als 1257 Menschen umkamen und gegen 2000 verwundet wurden.

In dem neuen, von dem königl. Generalintendanten v. Küstner geschaffenen Theaterreglement heißt es im §. 112, wo vom Hervorruf die Rede ist: „Das gerufene Mitglied hat bei Strafe einer Tagesgage seinen Dank nur durch eine stumme Verbeugung, niemals aber in Worten auszudrücken.“ Auf diesen Umstand soll auch der gastirende Künstler durch den Regisseur aufmerksam gemacht werden. — Ferner heißt es: „Werden Dichter und Componisten gerufen, die nicht der hiesigen Kunstanstalt angehören, so haben Solche nicht persönlich zu erscheinen, sondern der Regisseur wird ihre Stelle vertreten und den Dank abstatten, u. s. w.“ Mit welchem Rechte will man den Dichtern und Componisten diesen Ehrensold entziehen?

Im Wupperthal geben sich die dort lebenden Pietisten oder Stillen große Mühe, ihre Tractätchen und Predigten an den Mann zu bringen. Die Colporteurs des „Wortes Gottes“ sieht man dort zu Pferd und zu Fuß im Lande herumwandern. Ihre der gesunden Vernunft gewiß nicht entsprossenen Werkchen sind größtentheils aus dem Englischen übersezt. Das heißt doch schon den Jesuiten in die Hände arbeiten! — Leider fand diese Freigebigkeit auch unlängst in Dresden statt, indem ein Herr aus seinem Wagen mit solchen Tractätlein das Volk beglückte.

Nach einer statistischen Tabelle vom Jahre 1845 leben in confessioneller Beziehung in den preussischen Staaten: 9,500,000 evangelische, 5,900,000 katholische und 2000 griechische Christen, 14,400 Mennoniten, 210,000 Juden und 10 Muhammedaner. In derselben Tabelle ist auch angegeben: 14,200,000 sprechen daselbst die deutsche Sprache und 2,200,000 bedienen sich verschiedener Sprachen.

Ein bis jetzt unerklärbarer Vorfall ereignete sich kürzlich in Heidelberg. Ein daselbst wohnender Gerber Palm wurde in der Mitternachtsstunde durch heftiges Pochen an seinen Fensterladen aufgeweckt; er öffnet sogleich einen derselben, um zu sehen, was es noch so spät gebe; in demselben Augenblicke wird ein Pistolenschuß auf ihn abgefeuert, der ihn glücklicher Weise nicht ein-

mal verwundete, denn die Kugel schlug in den Rahmen eines an der Wand hängenden Bildes. Palm behauptet, es seien mehrere Personen gewesen, denn er habe die Worte vernommen: „Der ist hin!“ — Palm ist ein überaus braver, rechtlicher Mann, und es ist Allen ganz unbegreiflich, wie man einen solchen mörderischen Angriff auf ihn, der Niemand beleidigt, habe machen können.

Die tscherkessischen Mädchen sind in den türkischen Hauptstädten eine gesuchte Waare, die oft von den reichen Türken mit Gold aufgewogen wird, besonders, wenn die zu verkaufende Sklavin allen den Eigenschaften entspricht, die man von einer türkischen Schönheit fordert; dazu gehören hauptsächlich frische Jugend und — Wohlbeleibtheit. Eine solche Schöne kostet alsdann oft 30 bis 40,000 Piaster. Die Sklavenhändler führen jährlich eine große Zahl dieser Mädchen auf Schiffen ihrem Glücke oder Unglücke entgegen. Man bemüht sich, ihnen die elterliche Heimath vergessen zu machen, indem man ihnen die Pracht und das Wohlleben im Harem auf das Glänzendste schildert; diese Hoffnungen entschädigen die armen Opfer für die Strapazen einer oft gefährvollen Reise und grausamen Behandlung.

D. Koch entdeckte unlängst auf seiner naturwissenschaftlichen Reise in Alabama (Nordamerika) das riesenhafte Skelett eines Thieres, gegen welches das im Jahre 1840 entdeckte und im brittischen Museum aufgestellte ein Zwerg sein soll, und dieses hat doch schon 40 Fuß in der Länge und 15 Fuß in der Höhe. Dieses neuentdeckte ungeheure Skelett soll mehr als 114 Fuß in der Länge haben und muß, aus der Beschaffenheit der Rippen zu schließen, einen Umfang von mehr als 20 Fuß gehabt haben. Rechnet man hierzu den Raum, den 5 oder 6 Rückenwirbel, welche fehlen, mit den Knorpeln einnahmen, so mußte dieses Thier wenigstens 130 Fuß in der Länge messen. D. Koch soll dieses Ungeheuer in der Nähe des Alabamaflusses in einer tiefen Lehmschicht aufgefunden haben, wo es aus bedeutender Tiefe in gekrümmter Stellung beinahe bis zur Oberfläche des Bodens heraufreichte. Im Ganzen ist es noch ziemlich gut erhalten. Alle Theile seines riesigen Körpers deuten auf eine unglaubliche Kraft und Gelenkigkeit. Aus seinen Zähnen zu schließen, gehörte es zu den Fleischfressenden. Die Fossilien, die man in seiner nächsten Umgebung fand, sollen, dem Alter nach gerechnet, zwischen die Kalk- und Tertiär-Formationen gehören. Der Entdecker hat ihm den Namen Hydrarchus Sillimani ge-

geben, und will damit in kurzer Zeit Europa in Stauen setzen.

In Südamerika wächst ein Baum, dessen Frucht einen roastbeef-ähnlichen Geschmack hat, und an den Küsten Northumberlands findet man eine Pflanze, Lithospermum, auch Steenhammera genannt, deren Blätter einen den Austern gleichkommenden Geschmack haben.

Ländlicher Kanzleistyl. In einem Provinzialblatte las man vor Kurzem Folgendes: Wir Emdenunterzeichnete, Schulze der Gemeinde S., bescheinigen dem Michel P., Ackermann und Musikant, wie auch hiesiger Ortsbürger, daß selbiger uns zu Protokoll erklärt hat, daß er eine Wölfin am Saume der Waldung, deren Tazen er zufällig angetroffen, getödtet hat. Wir haben uns auf besagten Tazen, von unserm Adjunct begleitet, nach dem Orte begeben, der auch sogleich erkannt hat, daß die geschossene Bestie keine Wölfin, sondern ein Wolf war, wie auch, daß das Thier nicht mit einer Flinte erschossen, vielmehr mit einem Fiedelbogen todtgeschlagen war. Da es sich erwiesen, daß besagter Wolf keine Wölfin gewesen, so war eine Tödtung ihrer Brut nicht vonnöthen, und haben wir deswegen dem Michel P. auch nur die Prämie für einen Wolf bewilligt, immer mit unserm Adjunct, dem wir übrigens die Ohren abgeschnitten, um sie gegenwärtiger Bescheinigung als Beglaubigung beizulegen, und unterzeichnen gehorsamst mit unserm Adjunct: Der Schulze von S.: Balthasar M. und sein Adjunct.

Eine Concertanzeige in einer kleinen Stadt lautete folgendermaßen: „Die Herren N. N. werden die hohe Ehre haben, die hier unten angegebenen Stücke auf der Violine und der Flöte vorzutragen; ferner werden sie auch eine Anzahl von Liedern singen, die es aber zu langweilig wäre, einzeln aufzuführen.“

Die Restauration der Notre-Dame-Kirche in Paris soll baldigst vorgenommen werden. Zur Herstellung dieses ehrwürdigen Denkmals alter Baukunst werden große Summen Geldes und ein Zeitraum von zehn Jahren erforderlich sein.

Der fruchtbare Literat Alexander Dumas erhält für 90 Bände Romane, die er sich verbindlich gemacht binnen 5 Jahren zu liefern, ein Honorar von 315,000 Francs. Der Vertrag ist gerichtlich gemacht und verursachte einen Kostenaufwand von 7000 Fr. 25.